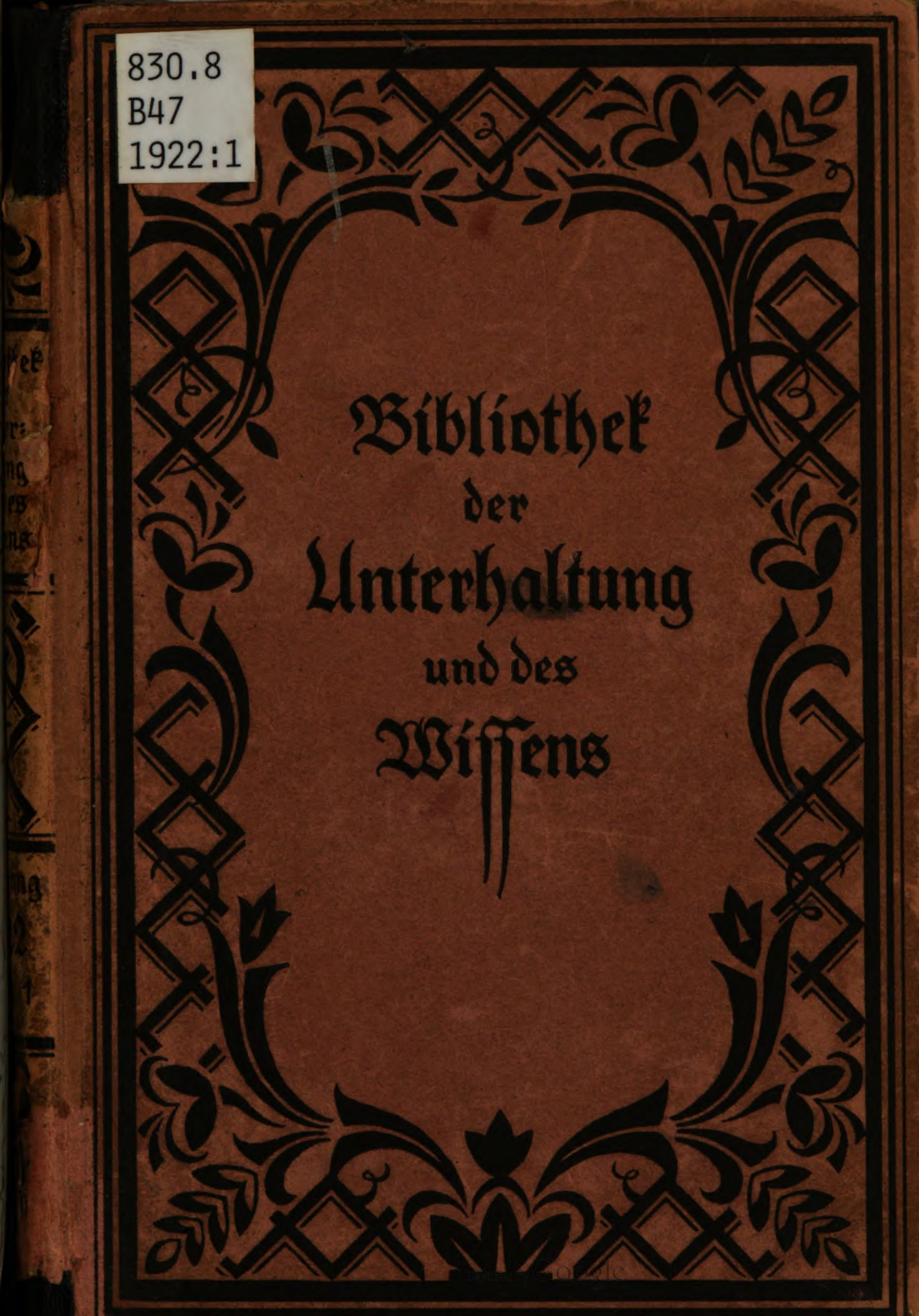
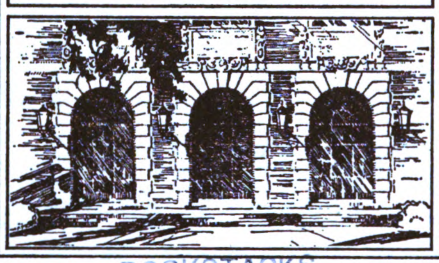

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens







13 Bände

# Unseren geehrten Lesern

bieten wir in dem hiermit beginnenden 46. Jahrgang

## **viel Neues, Gutes und Schönes.**

Die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" wird nicht nur – wie seit Jahrzehnten – durch sorgfältig ausgewählte, spannende

## **Romane und Erzählungen**

namhafter Schriftsteller, durch bildende und interessante **Aufsätze aus allen Wissensgebieten** ihre Leser erfreuen und nützlich unterhalten, sie wird auch, den Bedürfnissen der Zeit sich anpassend, den

**für das praktische Leben bestimmten Teil**

stärker betonen und ausbauen, sie wird sich dabei durch

**Preiskrönung von Beiträgen aus dem Abonnentenkreise**

ihre vielen Freunde noch inniger verbinden. Jedem Abonnenten, jeder Abonnentin wird Gelegenheit gegeben, sich an dem Wettbewerb zu beteiligen und einen der zusammen

**5000 Mark betragenden Preise**

zu erhalten. Ferner wird der neue Jahrgang

**3 Preisrätsel mit Preisen von zusammen 3000 Mark**

veröffentlichen. Näheres hierüber umseitig und in den folgenden Bänden.

**Alle 4 Wochen erscheint ein Band · Preis derzeit 7 Mark.**

**mit Teuerungszuschlag**

## Preiskrönung von Beiträgen aus dem Abonnentenkreise. Preise von zusammen 5000 Mark.

Abonnenten unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens", die einen für die „Bibliothek" passenden druckreifen oder zur Bearbeitung durch die Schriftleitung geeigneten, sonst noch nirgends veröffentlichten Originalbeitrag irgendwelcher Art oder eine näher beschriebene Idee zu einem solchen einsenden oder für die fernere Ausgestaltung und den Inhalt der „Bibliothek" neue, nützliche Vorschläge machen, nehmen an dem Wettbewerb teil. Die Redaktion wird die Einsendungen unter Zuziehung unparteiischer und unbeteiligter Sachverständiger prüfen und die Preise nach Verdienst gewissenhaft verteilen. Zur Verfügung stehen

**52 Geldpreise:**

| | | |
|---|---|---|
| 1 zu 300 Mark | . . . . . . | M. 300.– |
| 1 „ 200 „ | . . . . . . | „ 200.– |
| 10 „ je 100 „ | . . . . . . | „ 1000.– |
| 40 „ „ 50 „ | . . . . . . | „ 2000.– |

**91 Bücherpreise**, und zwar:

| | |
|---|---|
| 5 Prof. Bocks Buch vom gesunden und kranken Menschen, Neue Ausgabe, M. 78.– . . . . . | „ 390.– |
| 5 illustrierte Werke „Das überseeische Deutschland", 2 Bände, M. 48.– . . . . . . . . . . . | „ 240.– |
| 5 Kürschners Taschen-Konversations-Lexikon, M. 25.– | „ 125.– |
| 20 Romane von Bernhard, Hartwig, Heimburg, Marlitt, Perfall, Reinhard, Werner, Westkirch, je ca. 20 Mark . . . . . . . . . . . . . . | „ 400.– |
| 6 Zu Hause und in der Gesellschaft (Anstandsbuch) M. 17.50 . . . . . . . . . . . . . . . | „ 105.– |
| 20 Erbe, Wörterbuch d. deutsch. Rechtschreib., M. 9.50 | „ 190.– |
| 30 Hinzpeter, Sparkochbuch, M. 3.20 . . . . . | „ 96.– |

Gegen Aushändigung der Preise erwirbt der Verlag der „Bibliothek" die eingesandten Beiträge, Vorschläge zur alleinigen und beliebigen Verwendung, auch mit dem Recht der Umarbeitung und Abänderung. Er behält sich vor, weitere einlaufende geeignete Arbeiten besonders zu erwerben und zu honorieren. Für **druckreif befundene** Wettbewerbsarbeiten erhalten die Einsender **außer den obigen Preisen noch das volle Honorar.** Falls die ausgesetzten Preise für die als gut befundenen Einsendungen nicht aufgebraucht werden, wird sie der Verlag zu einem zweiten Wettbewerb der „Bibliothek" verwenden.

**Einsendung baldigst erbeten** unter Aufschrift: Union Deutsche Verlagsgesellschaft (Bibliothek-Wettbewerb) in Stuttgart. Die vom Buchhändler oder der Post ausgestellte Abonnementsquittung ist beizulegen. Schluß der Annahme 15. Februar 1922. Bekanntgabe der Preisgekrönten im 9. Bande dieses Jahrgangs der „Bibliothek".

Die Schriftleitung und Verlagshandlung.

---

Über die Preisrätsel (Preise 3000 Mark) Näheres im 2. Band.

Vibratoren, die sich erhitzen, sind wertlos!

# Der neue patentierte
# Sanax-Vibrator

(Deutsches Reichspatent)




## Handvibrator für Dauerbetrieb

Keine Erhitzung! ** Kein Warmlaufen der Lager!
Daher unbegrenzte Haltbarkeit.
40% Stromersparnis bei gleicher Leistungsfähigkeit

**Electricitätsgesellschaft „SANITAS“**
**Berlin N 4,** Friedrichstr. 131 d.



Zu der Erzählung „Die Rosenwirtin" von Clementine Krämer
(S. 14)
Originalzeichnung von A. Wald

# Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-
beiträgen von hervorragenden
Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen




1. Band
Jahrgang 1922

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

# Inhaltsverzeichnis

## Mannigfaltiges

# Die Rosenwirtin

Erzählung von Clementine Krämer
Mit Bildern von A. Wald

Anne-Margret, die junge Besitzerin der „Wirtschaft zur Rose", sitzt vor der Schänke und streicht mit dem Zeigefinger Silbe für Silbe unter der Zeile her; ihre Augen haften an jedem Wort und ihre Lippen bewegen sich beim Lesen. Noch immer ist es zweifelhaft, ob aus dem armen Bauernknecht Theobald und der Gräfin Renata ein Paar werden wird.

Der Doktor tritt ein und erkundigt sich, noch ehe er sein Bier bestellt, wie es nun stehe zwischen den zwei verschiedenartigen Liebesleuten.

Anne-Margret blickt verstimmt auf. Das Ende wäre noch immer nicht abzusehen. Am liebsten möchte sie aber dem Theobald einen Rippenstoß geben und ihm klarmachen, wo er hingehöre, denn das wäre doch seiner Lebtag nicht das Richtige, ein Bauernknecht und das Fräulein Gräfin. Ihre Meinung wäre: gleich und gleich gesellt sich gern.

Der Arzt erinnerte daran, es würden ja doch in allen Märchengeschichten Prinz und Bauernmagd oder Prinzessin und Schweinehirt ein Paar.

Solche Geschichten seien für Kinder erzählt, sagt die Wirtin.

Das sei wohl wahr, aber ... der Doktor stockt einen Augenblick und überlegt, wie er es recht einfach erklären soll und sagt dann: schließlich stecke in den Märchen doch auch etwas, das dem Leben nicht so fern sei, und schließlich wäre der Sinn, daß wir alle nur Menschen seien.

Nein, nein, in den Märchen liefe es darauf hinaus, wie es sein solle oder könnte, nicht aber wie es in der wirklichen Welt hergehe. Und auf einmal sagt sie: „Mit der Verwandtschaft ist's auch nicht so einfach."

„Wieso ...?" Mitten im Fragen fällt dem Doktor ein, worauf sie hinaus will. „Ja, da haben Sie recht, Rosenwirtin, die Verwandtschaft, was sagt die dazu?" Er sieht voll Freude auf sie, die in ihrer schlichten Art das Rechte trifft. Er spricht weiter: „Und doch kommt auch das im Märchen vor, der Prinz jagt die Sippe, wenn sie nicht so will wie er zum Tempel hinaus. Dazu gehört in der Wirklichkeit freilich mehr Mut, als einer braucht, den Drachen zu erschlagen."

Sie unterbricht ihn: Das wär' ja noch immer nicht die Hauptsache. Darauf käm's an, daß Hoch und Nieder allzu verschieden aufgewachsen wären. So wär's auch mit Renata und dem Theobald: sie spräche Hochdeutsch mit ihrer alten Erzieherin, und der Theobald stehe beschämt dabei, weil er halt nichts davon verstehen könne. Da tröste sie ihn dann freilich, sie wolle seine Bauernsprache lernen. Aber das wäre doch lauter Unsinn und sobald die erste Zeit vorbei sei, mache sich die Renata gewiß auf hochdeutsch lustig über ihren Mann; denn der Herr Doktor wisse wohl wie es hieße: der erste Tag ein goldener, der zweite ein silberner, der dritte ein bleierner, und dann kämen immer lauter bleierne. „Und wenn die bleiernen kemma, nacha wern's kritisch," schloß die Wirtin. — Dann mußte sie geschwind davon, hinüber in den Metzgerladen; sie durfte jetzt keinen Augenblick mehr verlieren.

Wie sie dorthin kommt, macht der Michel ein wildes Gesicht. Die weiße Schürze vorgebunden, steht er vor dem Hackstock, das Beil in der Hand und wartet, und mit ihm warten ein paar alte Weiber und junge Mägde ungeduldig

auf die Wirtin, die mit raschem „Grüß Gott" eintritt. Alle erwidern den Gruß bis auf den Burschen, der etwas vor sich hin brummt, das „Donner" oder „Doktor" oder auch sonst was heißen kann. Die jungen Mägde und die alten Weiber stoßen sich verständnisvoll an.

Dann setzt sich Anne-Margret vor die Kasse, notiert das Gewicht des Fleisches, das ihr der Bursche allemal zuruft und rechnet den Preis dafür heraus, den die einzelnen zu zahlen haben.

Er fängt ihr an zuwider zu werden, der Michel mit seiner ewigen Grantlerei; zwischen dem Rechnen denkt sie das bei sich. Er war heut noch nicht drüben in der Wirtsstube und weiß doch schon wieder, daß der Doktor ...

„Naa, naa, Wirtin," schreit die alte Müllermutter, „naa, naa, dös stimmt net, zwoa und sechs is acht, awer net neun, dös waar ja do sauwer z' vüll."

Die Wirtin wird rot bis über den Hals hinunter und bessert den Fehler auf dem Zettel aus.

Nachdem die Weiber abgefertigt waren, mußte der Michel über Land fahren zu einem Viehhändler, schwang sich draußen auf dem Hof in den Wagen und fuhr ohne aufzublicken davon.

Das Mädchen tat einen schweren Schnaufer hinter ihm her. So einer Geschäftsfrau wie ihr wird es ohnehin nicht leicht, und da fehlen ihr gerade noch so dumme Geschichten wie die mit dem Michel.

Also das ist so: Die Anne-Margret ist ein stattliches Frauenzimmer von achtundzwanzig Jahren, mit glatten, blonden Zöpfen um den Kopf gelegt und tiefdunkelblauen gescheiten Augen. Sie führt seit dem Tod der Eltern Geschäft und Wirtschaft ganz allein. Heiraten hätte sie hundertmal können; doch liegt es halb und halb so, wie ihr seliger Vater immer von ihr gesagt hat: „Zu

nieder aufs Roß und zu hoch auf den Karren.“ Die Bauernburschen sind ihr nicht so recht gut genug, und die feinen Herren Studenten und jungen Beamten, die am Sonntag aus der Stadt heraus auf den Tanzboden kommen, nehmen sie wohl gern in den Arm zu einem Oberlandler. Aber das weiß die Rosenwirtin selber am besten, daß so ein Stadtfrack und sie kein Paar geben.

Der Michel, stämmig und stramm, mit dunkeln Augen und glänzenden Zähnen, war schon zu Lebzeiten ihres Vaters in der Metzgerei beschäftigt gewesen, und im Ort erwartete man, daß ihn die Margret eines Tages nehmen werde. Einen Mordsdusel hatte der Michel, gerade in die Rosenwirtschaft hineinzugeraten und sich nur so in das gemachte Bett hineinlegen zu dürfen. Doch mit der Zeit schien es, als hätten alle, die so redeten, die Rechnung ohne den Wirt, richtiger gesagt ohne die junge Wirtin gemacht, denn es war jetzt schon wieder bald zwei Jahre her, seit der Rosenwirt selig in die Ewigkeit abgegangen war, und noch immer dachte die Junge nicht daran, sich mit dem Burschen zusammenzutun. Sie führte alles selber mit Fleiß und Umsicht, ließ freilich dem Michel größeres Recht, als er es zu ihres Vaters Zeit gehabt; aber ein Recht auf sie selber gestand sie ihm nicht zu. Hatte ihm dies auch einmal recht derb ins Gesicht gesagt.

Das ging so zu:

Eines Tages kam der Michel spät aus der Stadt heim, wo er sich augenscheinlich einen guten Tag gemacht hatte. Zwar war es nicht so weit mit ihm, daß er sich nimmer auskannte, nur ein bissel leichter und einfacher standen die Dinge vor ihm da, als wie sonst an allen anderen Tagen. Es war spät und man hatte eben die Wirtschaft geschlossen. Die Anne-Margret stand auf der untersten Stufe, die zu ihrer Kammer hinaufführte.



„'s God, Wirtin," grüßt der Michel, „bist scho verschlafen heut?"

„I scho, i," erwidert sie und will gehen.

„Geh zua, bleib da," bettelt er, „bleib no a wengerl da herunt' bei mir; i hätt' überhaupts mit dir zum red'n."

Sie wehrt ab. Morgen in aller Frühe müsse sie wieder auf dem Posten sein, es wäre Markttag und er wisse selber, wie früh es da losginge, und sie könnten sich ein andermal bereden.

Er unterbricht sie: „Hast jetzt du gar nix im Sinn als wie 's G'schäft, so jung wie du bist und so frisch und so ..." er kommt ihr gerade unter die Augen, sieht an ihr hinauf, will ihr mit einem Ruck entgegen.

Sie wehrt seine Arme ab. Ob er vielleicht eins über den Durst getrunken habe? Seit wann derlei Brauch in ihrem Haus sei und ob sie die Mägde rufen solle?

Er weicht ein wenig weg, funkelt sie aber noch glänzender an. „Bist denn du aus Holz?" fragt er schon wieder ganz nah bei ihr.

„Dös geht di an Bett'l an, aus was daß i bin!" Sie kehrt sich um und will nach oben laufen.

Er aber ist hinter ihr her, umfaßt sie von rückwärts und fängt wie wild das Küssen an. Kann den Mund zwar nicht erwischen, ist schon zufrieden, daß er ihn mit der Hand zuhalten kann, damit sie nicht schreie, während er — ein wenig tiefer stehend wie sie — ihren Hals mit hundert Küssen überdeckt. Endlich bringt sie es fertig, ihm eine über die Backe zu hauen, daß er torkelt. Und da ist sie auch schon in ihrer Stube und schiebt den Riegel vor.

„Ledige Wut!" schimpft der Geschlagene hinterdrein, hält das Gesicht und geht in seine Kammer. —

Wie die Wirtin den anderen Morgen ihre Kammer verlassen will und den Widerstand empfindet, ist sie ganz

erstaunt; sie hat in ihrem Haus zum ersten Male hinter verschlossener Tür geschlafen.

Unten läuft ihr der Michel mit einer verschwollenen Backe in den Weg; und weil die Kuhmagd gerade ums Haus geht, fragt die Anne-Margret teilnahmsvoll, ob er sich gestern auf der zugigen Fahrt eine „Verkältung" geholt habe, er müsse sich einbinden. Und um das störende Mädchen loszukriegen, befiehlt sie ihr, hinauf zu laufen in die Kammer und aus der oberen Kommodschublade unten rechts das schwarzseidene Tuch zu holen.

Sobald die Magd weit genug weg ist, sagt sie halblaut und schnell: „Du, Michel, baß auf, i hab' zum erstenmal in mein' Leb'n mei' Tür zug'sperrt. In mein' eigenen Haus soll i nimmer bei der offenen Tür schlafen könna? Du, dös baßt mir niet, hast g'hört, und wennst du dir wieder a mal an Rausch kauft hast, na gehst in dei' Kammer und schlafst an aus, verstehst?"

Darauf fragt er rauh, ob dies so viel bedeute wie eine Kündigung und ob er am liebsten gleich auf der Stelle gehen solle?

Ob er nicht sähe, daß die ganze Wirtsstube voller Leute wäre, fragt sie, und er solle machen, daß er an seine Arbeit käme. Sie hätten sich jetzt ausgeredet, und er wisse für die Zukunft, was es geschlagen habe. Und gibt ihm das Tuch, das ihr das Mädchen in diesem Augenblick bringt.

Finster nimmt es ihr der Michel aus der Hand. Aber im Gehen denkt er: „Nehma mag's mi net, awer entbehrn aa net, is am End' do no net so weit g'fehlt. Abwarten! G'heirat't is net Kappen tauscht!"

Die Anne-Margret hat sich den großen Korb in den Arm gehängt und geht in das Nachbardorf hinüber, wo ihr die Base Eier und Butter versprochen hat, da sie so

viel, wie sie verbraucht, in der eigenen Landwirtschaft nicht haben kann.

Sie geht quer durch die Felder und ist so in Gedanken, daß sie den Radler nicht bemerkt, der auf sie zufährt, bis er dicht vor ihr abspringt. „Grüß Gott, Wirtin!"

Der Doktor steht vor ihr und sagt: „Jetzt hat also die Renata den Theobald halt doch geheiratet."

Sie hat die Geschichte in der Zeitung heute noch nicht gelesen, und er muß ihr nun genau erzählen, wie alles kam und wie es bei der Hochzeit hergegangen ist; gewiß sei die Frau Prinzessin mit den vielen Ahnherren und Ahnfrauen und der spitzigen Nase nicht dabei gewesen.

„Natürlich." Und der Graf Wetterfels, der das Gut und Geld der Renata gern gehabt hätte, sei auch nicht gekommen.

„Wenn die zwei mitanand ihr bloß nix antun, der Renata," sagt die Anne-Margret besorgt, „i erleb's, da gibt's no was." Danach muß sie aber über sich selber lachen: ja so, das war ja der Schluß und eine Fortsetzung gibt's nicht mehr. Das sei überhaupt verwunderlich, daß auf einmal die Geschichten aufhörten, ohne recht aus zu sein. Jetzt wisse man doch gar nicht, wie alles noch werden solle.

„Ob sie Kinder kriegen, was?" scherzt der Doktor.

Das wäre selbstverständlich, meint das Mädchen, kehrt aber gleich wieder zu der Geschichte zurück: „Die oberste Hauptsach is no allweil net die Verwandtschaft, die Hauptsach is, ob's selwer beisamm' bleib'n die zwei, i fürcht' alleweil, der Theobald ..."

Sie biegen in den dämmerigen Fußweg neben dem Bach ein, der weidenumstanden kaum Platz läßt für zwei Menschen und ein Fahrrad*.

---

* Siehe das Titelbild.

Weiter will sie sich in die Standesunterschiede vertiefen, wie sie aber bemerkt, daß ihr der Mann gar nicht recht zuhört, läßt sie das Gespräch fallen: „No ja, schließli is 's ja bloß a G'schicht, solche Sach'n bassieren do, net?"

„Ja." Der Doktor faßt unvermerkt ihre Hand. „Liebesgeschichten kommen alle Tage vor." Er sieht ihr in die Augen, läßt die Hand nicht locker. Ihr wird ganz warm.

„Schöne Wirtin," flüstert er halblaut; „schöne, schöne Rosenwirtin."

Sie schweigt und geht mit gesenktem Kopf geradeaus, wagt kaum zu atmen, nur dies ist in ihrem Sinn: Der feine Herr Doktor aus der Stadt sagt ihr solche Sachen, hält ihre Hand und guckt sie lieb an. Und sie muß an die Renata denken und an den Theobald; fast ist es gerade so, nur umgekehrt.

„Anne-Margret!" Seine Stimme klingt so sonderbar. Sie denkt, er ist gewiß arg in der Aufregung drin und fühlt Mitleid mit ihm.

Er bleibt stehen, lehnt sein Rad an einen Weidenstumpf. „Schöne, liebe Wirtin, ich — ich mag dich so gern." Er nimmt sie in den Arm. Küßt sie mitten auf den Mund.

„Herr Doktor!" Sie will sich losmachen und doch auch wieder nicht. Denkt erschrocken an Leute, die vorüberkommen könnten. Bleibt aber dann doch wieder unerschrocken in seinem Arm.

„Du bist so lieb und gut und schön und ich hab' dich so gern, liebe, liebe Anne-Margret. Und schon so lange Zeit mag ich dich gern, und hab' immer gedacht, könnt' ich dir denn nicht einmal anderswo begegnen als in der Wirtsstube unter den Augen der Gäste und Mägde; hast denn das gar nicht gemerkt, daß ich es mir doch so gewünscht hab'?"

„I net, awer ...“

„Aber?“

„Awer der Michel, der hat allweil brummt, kaum daß S' drauß' vor der Tür g'wesen san.“

„Was hat denn der zu brummen, was geht denn der dich an, der Michel, was? — Er geht dich doch nichts an, oder?“ — Der Doktor wird ganz rot; läßt endlich von ihr ab und schaut sie fast drohend an.

„Gehn S' zu, Herr Dokter, nehma S' Ihr Rad, eh' daß 's ins Wasser rutscht.“

Er gehorcht. Geht von neuem Hand in Hand mit ihr den Wiesenweg entlang, fragt aber bald wieder: „Also der Michel?“

„Er möcht mi scho.“

Wieder stellt er sich vor sie hin. „Er ist dir doch noch nie zu nah' gekommen?“

„Doch!“ entgegnet sie heiter.

„Doch?!“

„Awer blos ein einzigs Mal, nacha hat er nimma mög'n, der g'schwollene Backen neulich grad an Lichtmeß, weißt nimmer?“

Er ist zufrieden.

Sie aber denkt fast erschrocken: „Jetzt hab' i zu dem feinen Herrn Dokter ‚du‘ g'sagt, wie zu meinesgleichen!“ Daß er sie schon die ganze Zeit so vertraulich anredet, das ist weiter nicht aus der Weis', sie — eine einfache Bauerndirn! Und wieder denkt sie an Renata und Theobald.

Dann sind sie vor dem Dorf angekommen. Er werde warten, bis sie wiederkehre, und ihr dann den Korb tragen helfen.

„Jaa,“ sagt sie ein wenig gedehnt. Ja, wenn nicht das Bäserl mitkomme; die begleite sie zuweilen ein Stück weit, manchmal sogar ganz bis nach Hause und

dann dürfe er sich beileibe nimmer sehen lassen, man wäre schnell im Mund der Leute, und das wolle sie nicht.

Und es kam so, wie sie gefürchtet. Nach einer ziemlich langen Zeit des Wartens sah der Arzt Anne-Margret in Begleitung einer älteren Frauensperson daherkommen; er fuhr in weitem Bogen um sie herum und dann traurigen Sinnes davon.

Seitdem war der Doktor, der Kranke im Dorf zu besuchen hatte, ein paarmal schon in der Wirtschaft gewesen, ohne auch nur eine Silbe unbewacht mit dem Mädchen reden zu können. Ein warmer Blick, ein guter Handdruck war alles. Da, als er endlich sie einen Augenblick allein fand, bat er die Wirtin, sie möge doch einmal zu ihm hineinkommen in die Stadt. Er habe alle Tage seine Sprechstunde, bloß am Samstag nachmittag nicht. Und gerade da, bettelte er, möge sie ihn besuchen.

Sie schlägt die Hände zusammen: Am Samstag nachmittag! Du lieber Gott, hat der eine Ahnung, was es an einem Samstagnachmittag alles in ihrem Haus zu tun gibt? „O Gott, so a Herr Dokter aus der Stadt hat an Begriff!"

Wenn sie aber einmal krank würde und im Bett liegen bleiben müßte an einem Samstagnachmittag? sagt er scherzend.

Ach nein, an einem Samstagnachmittag, wenn der Sonntag vor der Tür stünde, da würde sie doch nicht krank werden, nein, das wäre gar nicht auszudenken, er solle bloß nicht den Teufel an die Wand malen.

Dann möge sie in Gottes Namen einen anderen Nachmittag auswählen, er wollte sich nachher schon einrichten.

Als aber einige Tage danach die Rosenwirtin wirklich

bei dem Doktor ankam, erschrak er. „Ach, gerade heut', wo ich nicht allein bin, im Augenblick wird meine Mutter da sein und meine Schwester."

„Schad'," sagt sie, „oder am End' bin i dir net fein g'nug für die?"

Er nimmt ihre beiden Hände, küßt erst die eine, dann die andere, dann noch einmal so und noch einmal. Sein Inneres will — ihm selbst nicht ganz bewußt — damit sagen, er küsse ihr in Demut die Hände wie der Vornehmsten. Doch schließlich läßt er es doch nicht dabei bewenden und findet den Weg zu ihrem Mund.

Da klingelt aber mitten hinein die Hausglocke, und Mutter und Schwester sind da.

„Eine Freundin vom Lande," erklärt er, „sie wird uns die Freude machen, Tee mitzutrinken, nicht wahr Fräulein Anne-Margret?"

Die Schwester sagt: „Wie nett, ‚Anne-Margret', wie bodenständig, wie erdschollengeruchhaft!"

„Was will sie?" denkt das Mädchen. Dann erklärt sie, ihre beiden Großmütter hätten sich so geschrieben, und damit die eine nicht auf die andere eifere, hätten ihr die Eltern in der heiligen Taufe beide Namen gegeben; es wäre freilich nicht so fein wie zum Beispiel „Renata". Dabei schaut sie schelmisch den Doktor an.

Die Mutter fragt Anne-Margret nach dem Dorf, das sie kennt, und nach der Wirtschaft, und das Mädchen erzählt drauflos von ihren Freuden und Leiden.

Dann aber wird der Doktor ins andere Zimmer ans Telephon gerufen, und nun will es nicht mehr recht weitergehen mit der Unterhaltung. Die Rosenwirtin empfindet von dem Augenblick an, unter fremden, ja feindlichen Menschen zu sein. Spricht noch einige Worte weiter, bemerkt aber, wie die Junge zu der Alten nebenbei ein paar



Worte sagt, und von ihren Lippen glaubt sie eine abfällige Bemerkung über sich abzulesen.

Damit traf sie das Richtige und doch auch wieder nicht. Die kleine, lieblose Bemerkung war in einer dem Mädchen fremden Sprache gefallen. Doch ihr Gefühl gab Anne-Margret dennoch das Rechte ein.

Der Doktor kam zurück und mühte sich redlich um die Unterhaltung. Aber die Rosenwirtin gibt nur kurze Antwort. Bald erhebt sie sich, weil sie sieht, daß es die anderen nicht tun, und geht.

Da ihr nun noch einige Stunden Zeit bleiben, bis sie mit der Bahn heimfahren kann, geht sie — um über ihr Enttäuschtsein wegzukommen und den Nachmittag nicht als ganz verloren betrachten zu müssen — in die Kaufläden und belädt sich mit einer Unmenge von Dingen.

Der Michel hatte schon lange eine größere Säge für die schweren Knochen haben wollen. Bis jetzt hatte sie sie ihm stets verweigert, mit der kleinen Säge und dem Beil wäre man bis dahin gut ausgekommen. Weil sie heute nun so schön Zeit hat, besinnt sie sich darauf und tut ihm den Gefallen.

Da sie aber nicht auf das Einkaufen vorbereitet gewesen war, hatte sie weder Korb noch Tasche mitgenommen und stieg so, über und über mit Schachteln und Päckchen beladen, in den Zug und dachte darüber nach, wie es ihr ergehen werde mit all den Dingen auf dem mehr als halbstündigen Heimweg von der Station bis zu ihrem Haus.

Doch als sie mit Mühe und Not aus dem Zug geklettert und noch keine zehn Schritt weit gegangen war, wer kommt da auf sie zu? — Der Michel und nimmt ihr all das Zeug ohne Umstände aus der Hand.

Wo er herkomme? fragt sie.

Oh — er habe einmal nach der Schwester geschaut.

Anne-Margret kann ihm leicht anmerken, daß er flunkert. Sie schaut ihn an: „Was tut d' Schwester, hat s' schon an Bub'n?"

„No allweil nix, glaub' i," brummt der Michel.

„Glaubst?" fragt sie spöttisch, „was glaubst es denn bloß, was weißt es denn net g'wiß, wennst grad den Augenblick davon herkommst?"

„Herrgottsaxendi san dö Sacherln schwaar."

„Ja, da is allerhand beianand, a neue Säg'n is aa drin, tu dir net weh."

„Auf dös geht's aa nimma z'samm," bockt er.

„Was mogst?" fragt sie, wenngleich sie gut verstanden hat, was er meint. Nämlich, daß es auf ein bißchen mehr oder weniger wehtun auch nicht mehr ankomme, da sie ihn alle Tage von neuem kränke durch ihr Zurückhalten.

Ob er denn gar keine Freud' habe an der neuen Knochensäge, fragt sie.

„Naa."

„Hat's was geb'n?"

„Nix hat's geb'n; awer i mag nimma, i geh."

„Derf mer an Grund wissen, Herr Hasenleutner?"

„Weil i nimma dableib'n mag."

Sie schweigt und schreitet tüchtig aus. Verdruß über Verdruß denkt sie. Alles, was sie anpackt, mißrät, grad als ob sie zwei linke Hände hätt' heut.

Wie der Michel sieht, daß sie schweigsam bleibt, fängt er wieder an: „Du bist heut in d' Stadt g'fahrn?"

„Stimmt, hast mi ja selwer abg'holt. Du, hast du mi jetzt bloß deszweg'n abg'holt, daß d' mir auffagst?"

„I di abhol'n, dös fallet mir ei'! bin grad vorbeikemma, awer dös bleibt si glei'; du bist in der Stadt g'wes'n beim Dokter?"

„Stimmt,“ sagt sie, „awer dös geht di an Bett’l an.“

„Siechgst, deszweg’n haw i dir aufg’sagt, weil — mi dös an Bett’l angeht. Es geht mi an Bett’l an — wahr is —, awer weil’s mi nix angeht und weil i ’s do net mit anschaun ka, deszweg’n geh i.“

Der Doktor macht seine Besuche stets am Spätvormittag. Wie er heute schon am frühen Morgen im Dorf gesehen wird, wundern sich die Leute und fragen herum, ob irgendwo jemand schwer krank sei.

Und es war ein schwerer Fall, der den Doktor so früh heraustrieb, um diese Morgenstunde, in der er weiß, daß die Wirtin jede Hand voll Arbeit hat. Ob sie Zeit finden wird? denkt er.

Aber die Wirtin fand Zeit. Sie führt den Arzt unverzüglich ins Herrenstübchen, in das sich am Vormittag keine Katze verirrt, und schafft außerdem der Kellnerin an, sie wolle in der nächsten halben Stunde hier drinnen keinen hören und sehen.

„Anne-Margret ...“

„Wissen S’, Herr Doktor, schauen S’, i bin Ihnen g’wiß net bös zweg’n gestern, awer i bitt’ Ihnen doch recht schön, sagen S’ wieder ‚Wirtin‘ zu mir wie früher.“

Traurig erwidert er: „Sie sind mir doch böse, und ich konnte wirklich nichts dafür.“

„Wahr is, Herr Dokter, da können Sie nix dafür, es is kommen, wie ’s hat müssen, Stadt und Land g’hört net z’samm’.“

„Was?“

„Da brauchen S’ gar net ‚was‘ sagen, ’s is scho’ so.“

„Was paßt nicht zusammen?“ braust er los, „wer paßt nicht zusammen? — Meine Mutter und Sie? — Meine Schwester und Sie? — Vielleicht stimmt nicht

einmal das. Aber wir zwei, Anne-Margret — ach, lassen Sie mich Sie weiter so nennen — wir zwei — ach — ich — ich möchte — ich — du — Sie — ich, wir, wir wollen, du sollst meine Frau werden!“ Er zittert und kann nicht weiter.

Ihr geht es nicht anders, wenngleich sie keinen Augenblick zweifelt, was zu tun sei.

Endlich findet sie sich zurecht, tut, als wäre sie gar nicht erregt, lacht ihn sogar ein wenig an. „Was fallt dir net ein, Herr Dokter! Na, des gibt's net! Heut nacht im Bett haw i mir no a mal all's von gestern vorg'stellt und hab' g'funden, daß mir ganz recht g'schehn is, daß mir's so ganga hat bei dir. Weißt warum? — Weil i da net hing'hör' und weil i da net 'neipaß' und weil i da nix zum Suchen hab' bei deinen Leuten.“

„Ach was, warum sollst du nicht zu uns passen? Du bist die Schönste, die Beste ...“

„Siehgst, Herr Dokter, jetzt red'st du grad wie die Renata zum Theobald in der G'schicht in der Zeitung; dös san so einbilderische Sachen, awer wenn's auf 'n Ernst ankommt, schaut all's ganz anders her. I bin net die Schönst' und aa net die Best', i bin bloß a gute Wirtin; awer was glaubst, was i für a Doktersfrau abgäbet? — Zum Lachen! Und wer sollet nacha da heraußt die Wirtschaft führ'n?“

„Ja, die müßte man eben verkaufen.“

Was? Verkaufen? — Hat er eine Ahnung, wer alles schon von ihren Vorfahren auf der Rosenwirtschaft gesessen hat? Und in dem Augenblick wird es der Wirtin erst völlig klar, wie weit, weit weg von ihr der Herr aus der Stadt doch ist. Und was dächte er wohl, was die alte Ahnl droben im Gebirg sagen würde, wenn die hören würde, daß sie, die Anne-Margret, in die Stadt ziehen und die Wirtschaft Wirtschaft sein lassen wollte?

Wie alt die Großmutter wäre, fragt der Doktor.

Am Faschingsdienstag werde sie siebenundachtzig.

Ob sie denn da überhaupt noch ihren Verstand habe, fragt er weiter.

Das müsse sie zugeben, so ganz recht sei sie nimmer, die Ahnl. „Einmal nennt sie mich Kathl und meint, ich wär' der Großmutter längst verstorbene jüngste Tochter, und dann wieder ...“

Na ja! Was brauche sie denn dann viel auf die geistesschwache alte Frau zu achten?

Oho! so weit sei es dann doch noch nicht mit der Ahnl; doch wenn die alte Frau auch gar nicht mehr am Leben wäre, das könne sie den toten Eltern im Grab nicht antun, daß sie auf und davon gehe und die Rosenwirtschaft an den Kappennagel hänge. So sollten sich Vater und Mutter nicht in ihr getäuscht haben.

Ob sie am Ende wolle, fragt er da mit einem leisen Lächeln, daß er die Praxis aufgäbe und zu ihr herauszöge?

Sie schaut ihn entsetzt an. Er passe gerade so wenig da heraus wie sie zu ihm in die Stadt hinein, es paßten ein für allemal bloß die gleichen zusammen.

„Ach geh! Anne-Margret, dann müßten alle die, die von dir und deinem Geschlecht kommen, Bauern und Wirte bleiben bis in alle Ewigkeit.“ Er habe einen Freund in der Stadt, der sei ein Professor und habe ein adeliges Fräulein geheiratet, und dessen Großvater sei ein Bauer gewesen und der Vater ein Volksschullehrer.

„So is gut, der Vater no a Bauer, der Sohn schon a Lehrer, so kann's gehn. Wenn i a mal Kinder hab', kann der eine aa an Lehrer macha, und dem sei Bua kann a Professer wern, und auf die Weis' wer i nach und nach aa noch die Großmutter von einem adeligen Fräulein.



Awer der ältere von meine Buben, der muß d' Wirtschaft übernehmen, da gibt's amal nix anders."

„Der Kronprinz!" spottet er bitter.

„Is dös altmodisch?" fragt sie. „Bin schon aa für die neue Zeit, awer bloß wo s' hing'hört. Gar so g'schwind vorwärts, dös tut kei' gut."

Er tritt ganz nahe zu ihr. „Anne-Margret, ich hab' dich lieb, mehr kann ich nicht sagen, und da mein' ich, sollt' es solche Hindernisse nicht geben."

Sie erwidert: „Es geht net, es geht halt so net. Ja, wenn's nach'm Gernmögen ganz alleinig gehet; awer wenn's auf'n Ernst ankommt, na is doch net so wie in die G'schichteln in der Zeitung."

Sie stockt. Ihr war, als habe sie Michels Stimme vor der Tür gehört. Doch nein, sie muß sich getäuscht haben. Und auf einmal sagt sie: „Siehgst, Herr Dokter, mi hat gestern der Michel von der Bahn g'holt, und da hab' i mir denkt, am End' wär's doch das Bessere, wenn der Michel und i ..."

„Um Gottes willen! Ob du mich jetzt nimmst oder nicht, Anne-Margret, das eine lasse dir gesagt sein: man heiratet keinen Mann, der sich schlagen lassen mußte von der, die dann seine Frau werden soll."

Sie beißt sich auf die Lippen. Warum mußte sie das ausplaudern? Nach kurzem Besinnen sagt sie: „Is net so schlimm; kommt allweil drauf an, zweg'n was er si hat schlag'n lassen müssen."

„Weil er einen Rausch gehabt hat."

„Naa, weil er a Busserl g'wollt hat, da braucht si keiner z'schämen, oder?"

„O Frauen!" denkt er, sie wissen alles auf die Seite zu drehen, auf der sie es haben wollen. Jetzt soll es noch dahin kommen, daß er sich den Rang ablaufen



lassen muß von dem Metzgerburschen, einem Bauernlümmel.

Als habe er diese Gedanken ablauschen können, so breitbeinig und aufbegehrlich steht auf einmal, die Kellnerin beiseite schiebend, der Michel im Zimmer.

„Was waar denn jetz dös, was suchst denn jetzt du auf amal da herin?" herrscht ihn die Wirtin an.

„Mei Dienstbüchel mag i, hab' dir gestern aufg'sagt."

„Hast 'leicht scho was Bessers, weil's a so pressiert?"

„Hab' net der Weil' zum Warten, bis daß du aufhörst zum Scharmuziern mit dein' saubern ..."

„Sie!" schreit der Arzt und hebt die Hand.

„Magst was?" Der Michel steht da, als habe er nur auf den Augenblick gewartet, und holt zum Schlag aus.

In ihrer Angst kommt das Mädchen zwischen die beiden und — so saust die Rechte des Michels auf ihre Backe nieder, daß sie aufschreit. Der Doktor will gegen den Burschen anrennen, wird aber von der Wirtin zurückgehalten.

Bleich steht der Michel da. Um Gottes willen, er hat sie geschlagen. Sie, die er so lieb hat, daß ihm das Leben ohne sie nichts mehr wert ist. Um Gottes willen! Aber was braucht sie sich auch am hellichten Vormittag mit dem Kerl aus der Stadt da hereinzustecken?

Ist es da ein Wunder, wenn einem Hören und Sehen vergeht? Was soll er tun? — Soll er davonrennen? — Soll er bleiben und ihr sagen, daß ihm so leid ist und so weh, daß er am liebsten drüben läge im Höllenbach, wo er am tiefsten ist?

Da kommt ihm die Anne-Margret zu Hilfe: „Geh zu, Michel, hol mir mein schwarzes Tuch, das wost du bei mir z' leihen g'nommen hast am Lichtmeßtag."

„Was soll denn das?" denkt er. „Will sie mich zum

Narren halten?" Folgsam geht er hinauf in seine Kammer.

Wie er davon ist, bittet die Wirtin den Doktor zu gehen. „Er soll Ihnen nimmer antreffen, bal er z'ruckkommt." Sie macht dazu ein ganz gleichmütiges Gesicht, wenngleich dies auf der einen Seite schon brennrot geworden ist. Sie deutet darauf. „Jetzt san mir quitt, er hat mir mei' Watschen hoamzahlt."

Da geht der Arzt mit einer hilflosen Gebärde aus der Stube.

Gerade sieht ihn der Michel noch aus der Tür verschwinden. „Da is 's Tuch, Wirtin."

„Bind mir's glei' um."

Hat er recht gehört? Was soll das bedeuten? Er kann sich nicht von der Stelle rühren.

„Kannst es net, du Zipfel, soll i an Dokter z'ruckruf'n?"

„Na! Nur den nimmer!" wehrt er ab und geht mit dem Tuch auf sie zu. Wie er aber ihren Kopf anfaßt, wird ihm zweierlei, er taumelt, und den großen, starken Menschen schütteln Schmerzen, Liebe und Begehren.

Sie streicht mit der Hand weich an seinem Scheitel hin. „Komm, Michel, sei stad, könnten Leut kommen, tut mir aa scho beinah nimmer weh und wird all's bald wieder gut."

„Für mi nimmer," seufzt der Michel.

„Grad für di," sagt die Rosenwirtin, nimmt seinen Kopf und guckt ihm so fest in die Augen, daß er es wagt, sie zu umfassen und an sich zu ziehen.

Und vier Wochen danach machten sie Hochzeit.

# Der Ruf in der Nacht

Roman von Wilhelm Herbert

Frau Espel ging noch einmal durch die sauberen, behaglichen Räume der neuen Behausung. Dann kam sie zu ihrem Mann in das Wohnzimmer, wo über dem Familientisch eine Lampe mit dunkelgrünem Schirm brannte.

„Nun, Oskar, wie gefällt's dir?"

Sein blasses Gesicht überflog ein helleres Lächeln. Er faßte sie bei der Hand, zog sie neben sich auf das Sofa und legte den Arm um ihre Schultern. „Du bist eine kleine Zauberin," sagte er gerührt und strich ihr liebkosend über das Blondhaar. „Mit bescheidenen Mitteln hast du trotz der harten Zeit alles so schön gemacht. Wir wohnen hier so angenehm, wie ich es nie erwartet hätte."

Ihre Augen leuchteten. „Ich möchte, daß du alles vergißt, was dich in der Großstadt so heruntergebracht hat. Du warst im Geschäft immer zu viel angestrengt und konntest dann nicht einmal daheim in der unruhigen Straße Ruhe finden. Das hat ja auch der Arzt gesagt. Hier in dem stillen, ruhigen Häuschen am Stadtrand bei der besseren Luft wirst du dich bald erholen, und wir werden glücklich sein."

Sie legte den Kopf an seine Schulter und schaute liebevoll zu ihm auf.

„Glücklich!" wiederholte er sinnend, als ob er sich selber überreden wollte, den letzten Zweifel aufzugeben. Er war doch in der letzten Zeit unter der drückenden Arbeit ein rechter Hypochonder geworden. Das sollte nun hier alles anders werden.

Oskar Espel trat zum Fenster und öffnete einen Flügel.

Kühle Nachtluft strömte erfrischend herein. Von der Wiese, über die ein schmaler Fußweg führte, drang herber Grasduft wohltuend zu ihm herauf. Kein Lärm, kein Geräusch mischte sich in das Behagen, das sie beide empfanden.

„Komm!"

Sie schloß leise die Fenster und ging mit ihm nach dem Tisch. Mit Wangen, die vor Freude glühten, breitete sie eine Reihe von Papieren und ihr Aufschreibebuch vor ihm aus.

„Jetzt sieh einmal meine Rechnungen durch und sag' mir, ob ich verschwenderisch gewesen bin."

Eine Weile blieb es still.

„Liesel, wahrhaftig, du kannst zaubern. Aber du wirst nun auch müde sein."

„Ja, das ist wahr, ich sehne mich nach Ruhe, denn morgen möchte ich wieder frisch und munter sein zu neuer Arbeit."

Fröhlich ging sie in das Schlafzimmer. „Geh' du nur auch bald zur Ruh'! Du brauchst sie so nötig wie ich."

Er winkte mit der Hand und setzte sich wieder in die Sofaecke.

Oskar fühlte sich wirklich glücklich. Eine so heitere, kluge und brave Frau konnte man weit und breit suchen. Mit seinem bescheidenen Gehalt, den er als Anwaltsbuchhalter bezog, wußte sie trotz der Schwere der Zeiten alles mögliche zu bestreiten; das hatte sie jetzt wieder bei der Einrichtung der neuen Wohnung bewiesen.

Er seufzte. War es nicht traurig, daß er ihr so viel Sorge machte? Seine Schwächezustände stammten von strenger Arbeit nach hartem, mehrjährigem Kriegsdienst — von der Erfüllung der Pflicht für sie, für sich und das Geschäft. Es war nicht leicht durchzukommen, wenn man von Haus aus keine starke Natur besaß.

Jetzt aber sollte es anders werden! Nun sollte Liesel zum Dank für ihre Sorge und Mühe einen gesunden Mann haben, dem sie keinen Kummer an den müden Augen ablesen mußte.

Hier in der ruhigen, friedlichen Gegend mußte er sich erholen, und sie würden glücklich sein. Er fühlte eine angenehme Müdigkeit durch seinen Körper ziehen; ein gesundes Schlafbedürfnis, das er lange nicht mehr so empfunden, überfiel ihn. Heute nacht würde er gut schlafen und morgen ruhig und gestärkt erwachen.

Leise schlich er an die Türe zum Schlafzimmer. In dem dunklen Raum hörte er Liesel gleichmäßig tief atmen; sie genoß den wohlverdienten Schlummer.

Oskar trat in das Wohnzimmer zurück und löschte die Lampe. Dann ging er noch einmal an das Fenster und schaute in die stille Nacht hinaus.

Leichte Nebel, die an den herannahenden Herbst mahnten, zogen über die Wiese, vom Licht des zunehmenden Mondes beschienen. Weiß und hell hob sich der schmale Fußpfad, der aus der Stadt in Windungen ins Freie führte, vom dunklen Grund.

Da erblickte Espel zwei Männer. Sie kamen aus der Richtung der Häuser her und gingen ruhig nebeneinander. Fast gleich groß, beide schlank und hager, schritten sie langsam dahin. Da blieb der eine stehen. Der andere sprach auf ihn ein. Der erste wandte sich um, als wolle er nach der Stadt zurückkehren.

Da sah Espel, wie der andere von hinten den Arm erhob. Einen Augenblick funkelte etwas silbern im Mondschein und bewegte sich rasch nach dem Rücken des halb zur Seite Gewendeten herunter.

Der Mann schrie laut und lief davon.

Der andere verfolgte ihn.

Oskars Knie wankten. Lähmender Schreck hemmte seinen Atem. Entsetzlich! Das war ein heimtückischer Überfall! Mord! Er wollte das Fenster aufreißen und rufen, die Leute im Haus wecken. Und doch konnte er kein Glied rühren, keinen Laut hervorbringen. Seine Finger umspannten willenlos die Fensterklinke.

Der Fliehende, der schwer getroffen sein mochte, lief langsamer. Ein paarmal schrie er laut, dann brach er lautlos zusammen und fiel auf das Gesicht.

Nun lief der andere heran und beugte sich über ihn. Ob er noch einmal auf ihn einstach, oder den an der Erde Liegenden beraubte, konnte Oskar nicht wahrnehmen.

Das Blut brauste ihm in den Schläfen. Er zitterte, und Angstschweiß trat auf seine Stirne. Die Augen umflorten sich; mit äußerster Anstrengung hielt er sich aufrecht.

Jetzt sah Espel, wie sich der Mörder langsam emporrichtete und sein Opfer verließ. Nach einigen Schritten begann er zu laufen und rannte quer über die Wiese ins Dunkel.

Inzwischen hatte das Geschrei des Überfallenen die Schläfer geweckt. An vielen Fenstern sah man Leute. Haustore klangen; Hunde rannten bellend heraus; Menschen riefen durcheinander. Irgend ein Tor feuerte in gutmeinender Absicht einen Schuß ab.

Lang hingestreckt lag der Ermordete im Mondlicht. Nun fanden sie ihn.

Gleichzeitig reckten sich Arme und Hände aus der Wiese herauf nach Oskar. Der Bann war gebrochen; er ertrug das Alleinsein in der Finsternis nicht mehr. Angstschauer schüttelten ihn. Er wankte ins Zimmer und schaltete den elektrischen Strom ein. Dann trat er wieder zum Fenster.

Scharf sah man von unten seine Gestalt, die sich von der Helle abhob.

Von unten rief es herauf: „Dort! Schaut hin!" — „Dort ist ein Zeuge!" — „Er muß alles gesehen haben."

„Wer ist der Mann da oben?"

„He da! Fenster öffnen!"

Willenlos schloß er mit zitternder Hand das Fenster auf. Gleichsam wie ein Angeklagter am Pranger stand er da, er hätte mit einem Zuruf das Entsetzliche verhindern können. Bebend stand er vor der aufgeregten Schar da unten.

„Wer sind Sie?" — „Was haben Sie gesehen?" — „Warum haben Sie nicht geschrien?"

„Ich wär' zum Fenster heruntergesprungen!" rief jemand drohend.

Fäuste ballten sich.

Nun trommelte es unten an der Haustüre. Schutzleute begehrten Einlaß. Jetzt kamen sie über die Treppe herauf.

Frau Espel schreckte aus ihrem tiefen Schlaf auf.

Als sie wach geworden war, hörte sie Lärm an der Wohnungstüre; das Bett ihres Mannes war unberührt. Sie kleidete sich notdürftig an. Als sie in das äußere Zimmer kam, lag Oskar am offenen Fenster auf dem Boden.

Er war bewußtlos.

Schutzleute halfen ihr, ihn auskleiden und zu Bett bringen.

Ein Arzt wurde geholt. „Eine schwere Nervenerschütterung," sagte er nach der Untersuchung. „Zunächst kann man nichts tun, als ihn ruhen lassen. Es ist traurig, daß der Mann, der diesen Platz aufsuchte, um Ruhe zu finden, diese grausige Tat mit ansehen mußte."

Beim Gehen versprach der Arzt, in früher Morgenstunde wiederkommen zu wollen.

Drunten verliefen sich allmählich die Leute.

Eine Gerichtskommission hatte sich an der Stelle der Tat eingefunden. An dem Ermordeten fand man im Rücken zwei tödliche Stiche. Seine Brieftasche war leer. Der Mörder hatte mit den vermutlich darin befindlichen Geldmitteln wohl auch alle Ausweise über die Person seines Opfers an sich genommen.

Kleinere Menschengruppen standen noch eine Zeitlang auf der Wiese beisammen und schwatzten über das Ereignis. Viele sahen immer noch nach der Wohnung Espels hinauf und nörgelten dabei allerlei. Ohne Ahnung von dem Unglück, das die Tat über ihn selbst gebracht hatte, gab man ihm die Schuld, daß der Anschlag nicht mißlungen oder der Mörder auf der Stelle der Tat gefaßt worden war. Jeder wußte genau zu sagen, wie es gekommen wäre, wenn zufällig er zu dem Fenster hinausgesehen hätte.

Espel schlief. Fast lautlos atmend, so lag er in den Kissen. Seine junge Frau wachte bei ihm.

Immer wieder dachte sie an ihre Worte: „Wir werden glücklich sein." Und nun lag ihr armer Mann so elend da. Hatte sie mit ihrer Freude, mit ihrer kleinen, unschuldigen Eitelkeit über das geschaffene Heim das Schicksal herausgefordert? Warum mußte er hier, wo er Ruhe und Frieden finden sollte, die gräßliche Tat erleben? Sein Gemütsleben, das ohnedies so weich und empfindsam war, litt nun gewiß dauernd, denn er trug an allem schwerer als andere Menschen.

Verzweifelt legte die junge Frau ihre Stirn auf den Bettrand. Tränenlos, leise stöhnend erwartete sie über dem unerwarteten Schlag nichts mehr vom Glück, das

sie so tief herbeigesehnt. Seufzend dachte sie, wir beide sind doch nur zum Elend geboren.

Die Stille und das Dunkel der Nacht vertieften ihre leidvolle Stimmung. Vielleicht erwachte Oskar nicht mehr. Vielleicht blieb sein Verstand verwirrt. Schmerzender als ihr eigenes Schicksal empfand sie sein trauriges Los, denn sie liebte ihn im tiefsten Herzen.

So kam der Morgen heran und der Tag, an dem sie gehofft, daß er erquickt aufstehen sollte.

In aller Frühe hörte sie im Treppenhaus des nur von wenigen Mietern bewohnten Gebäudes die Leute lebhaft plaudern. Die ganze Nachbarschaft schien rebellisch. Jedes unverstandene Wort quälte sie. Galt doch all das, was da geredet wurde, mehr oder minder ihrem Mann, störte ihm die Ruhe, erschwerte ihm die Genesung.

Später, als sie ans Fenster trat, um es ein wenig zu öffnen und frische Luft einzulassen, sah sie unten eine größere Menschenmenge, die schwatzend und gestikulierend hin und her flutete. Manche lachten und scherzten sogar, und geputzte Damen befanden sich darunter. Dann und wann deutete drunten jemand nach ihren Fenstern.

Als Frau Espel am Fenster erschien, richtete jemand ein Opernglas gegen das Haus. Liesel wich zurück und schaute rasch nach Oskar um, wie wenn all die dreisten Blicke und Reden da unten ihn treffen und immer wieder neu verwunden müßten. Am liebsten wäre sie auch hier wieder fortgegangen.

Betrübt und ratlos stand sie noch so, als es ungeduldig an die Wohnungstüre pochte. Den Klang dieses harten Knöchels kannte sie. Es war ihre Mutter. Liesel griff an den Kopf und sah hilflos vor sich hin. Auch das noch!

Neue Quälereien, an die sie bisher nicht gedacht hatte, standen ihr bevor.

Frau Sekretär Wolperts, ihre Mutter, war gegen die Ehe mit Espel gewesen. Sie wollte nicht haben, daß ihre Tochter einen Beamten heiratete. Hatte sie doch die Enge genügsam erfahren. Um ihre Tochter vor der „ewigen Fretterei" zu bewahren, hatte sie ihr einen netten Geschäftsmann in der Nachbarschaft zugedacht. Aber mit dem von der Mutter ererbten festen Charakter kämpfte Liesel für ihre Liebe.

Seitdem fand die Mutter an dieser Ehe nichts Gutes, obwohl Frau Wolperts sonst eine gute, vernünftige Frau war. Aber sie wollte recht behalten. All das Glück dieser wenigen Jahre hatte sie nicht bestimmen können, ihrer Schwarzseherei zu entsagen. Von dem Augenblick an, da Oskar an den Folgen der Überarbeitung litt, kam bei ihr trotz aller Besorgtheit und Teilnahme ein gewisser Triumph nicht aus den bitter verzogenen Mundwinkeln.

Heute glänzten ihre Augen förmlich.

„Was ist denn das?!" rief sie beim Eintreten scharf und suchte den von ihr unzertrennlichen Schirm in eine Ecke zu lehnen, der dort ein paarmal umfiel. Zornig geworden, stieß sie ihn erbittert in den Winkel.

„Oskar ist krank," sagte Liesel mahnend und trat ein paar Schritte zurück.

Frau Wolperts zerrte jetzt an den Bändern ihres Kapotthutes, bis es ihr gelang, die Schleife zu lösen und den Hut abzulegen.

„So! Krank ist er?"

Sie schloß die Augen halb und sah ihre Tochter erbittert an. „Eine Schande!" murmelte sie. „Der Vater kann sich heute gar nicht im Büro sehen lassen. In allen Zeitungen steht es zu lesen ..."

„Was denn, Mutter?"

„Was? Du mußt es doch wissen! Bringt da irgend

ein Kerl den anderen um — natürlich in ‚dieser‘ Gegend — ich hab's ja gesagt, wie kann man in diese Gegend ziehen! Bringt da irgend ein Kerl den anderen um — und wer steht im Zusammenhang damit, wie wenn er selber dabeigewesen wäre? Unser Schwiegersohn! Fettgedruckt kann man's in allen Morgenblättern lesen. Ein Mord und unser Schwiegersohn! Herr Anwaltsbuchhalter Oskar Espel.“

Liesel betrachtete die aufgebrachte Frau verblüfft. „Aber wie kann man denn deswegen Oskar in die Zeitung bringen?“

Frau Wolperts lachte gereizt. „Wie man das tun kann? Alles kann geschehen, wenn man in einer solchen Gegend wohnt und sich in alles hineinmischt.“

„Aber Oskar hat sich doch in gar nichts eingemischt.“

„Der! Sich in nichts hineinmischen? Einer, der immer mehr aus sich machen möchte als ihm zukommt.“

„Mutter, das ist nicht wahr!“

„Es ist so!“

Die Sekretärin öffnete mit einem raschen Griff die Wohnzimmertüre. Ihr Auge flog mit blitzschnellem Orientierungsvermögen über alles hin. Der hübsche Raum schien sie für den Augenblick milder zu stimmen.

Sie trat an das Fenster und blickte hinunter.

Eben stand wieder eine Gruppe vor dem Haus. Die Leute deuteten nach den Fenstern herauf.

Rasch riß sie den einen Flügel auf und schimpfte hinunter: „Was ist denn das für eine Maulaufreißerei am hellen Tag? Können anständige Leute in dieser Gegend nicht unbelästigt wohnen? Hier ist kein Theater, verstanden!“

„Gesindel!“ murrte sie halblaut im Zurücktreten.

Unten war man zum Teil verblüfft, zum Teil be-

lustigt. Ein paar junge Leute klatschten in die Hände und riefen: „Bravo!"

Liesel fühlte sich beschämt.

Frau Wolperts drehte sich befriedigt nach ihr um. „Weißt du, der Gesellschaft bist du nicht gewachsen. Da mußt du erst länger mit Menschen zu tun gehabt haben."

Dann ging sie wieder an das Fenster und betrachtete — diesmal hinter dem Vorhange — die Wiese.

Von Neugierde erfaßt, begann sie: „So, da draußen auf dem Weg war's?! Das steht ja ganz genau in der Zeitung. Aber sag' mir doch, wie ist's denn eigentlich zugegangen. Das muß ja entsetzlich gewesen sein."

„Ich weiß gar nichts." Liesel setzte sich auf einen Stuhl. „Ich war müde."

Ihre Mutter nahm gegenüber Platz und schaute sie scharf an. „Natürlich — von einer solchen Hetzerei!"

„Ich bin allein ins Bett gegangen. Oskar blieb noch ein wenig auf. Plötzlich hörte ich Lärm. Wie ich heraus kam, lag er bewußtlos auf dem Boden. Da waren auch schon die Schutzleute da."

„Was? Schutzleute in der Wohnung — gräßlich!"

„Er muß das Entsetzliche mit angesehen haben und darüber erschrocken sein."

„So ein Mannsbild!" murmelte Frau Wolperts. „Und jetzt?"

„Jetzt liegt er drinnen wie tot. Der Doktor will in der Frühe wiederkommen."

Die Sekretärin war ruhig geworden. Sie betrachtete die Möbel, Deckchen und Bilder.

„Hübsch hast du alles gemacht," sagte sie anerkennend. Dann ergriff sie die Hand ihrer Tochter.

„Komm jetzt! Kopf in die Höh'! Du schaust elend und übernächtig aus. Jetzt möcht' ich ihn einen Augen=

blick sehen, und dann machen wir uns einen kräftigen Kaffee. Ich hab' Bohnen mitgebracht, und die Frau Inspektor — die bei uns im ersten Stock wohnt — hat mir aus Mitleid ein Quart Milch heraufgebracht. Denk' dir, so ein Geizkragen, und ein Quart Milch! Da kannst du sehen, was die Leute für eine Freude dabei haben, daß man so blamiert ist."

„Aber Mutter, man ist doch deswegen nicht ..."

„Na, darüber will ich jetzt nicht weiter reden." Frau Wolperts erhob sich rasch und trat so geräuschlos, wie man es ihrem kantigen Wesen gar nicht zugetraut hätte, in das Schlafzimmer. Ihr Schwiegersohn lag mit bleichem Gesicht wie leblos im Bett.

Wie sie ihn so beim Tageslicht sah, gab es Liesel einen Stich ins Herz, und auch ihre Mutter war ernst und ruhig.

„Du hast dein Kreuz," sagte sie im Hinausgehen. „Was meinst du, wenn wir ihm Kakao machen würden?"

„Er soll schlafen, sagte der Doktor. Wir wollen warten, bis der da war."

Die Sekretärin gab sich zufrieden und hantierte geschäftig auf dem Herd. Seit sie von dem Bett des Kranken kam, war sie stiller.

Nun setzten sie sich miteinander an den Küchentisch und tranken.

„Der Kaffee ist gut, was?" sagte Frau Wolperts bei ihrer dritten Tasse und erwartete ein lobendes Wort.

Liesel mußte trotz ihres Elends lächeln und legte die Hand über den Tisch hinüber auf die knochigen, hageren Finger der Mutter. „Ja, du verstehst das."

Die Sekretärin schien befriedigt. „Darauf habe ich immer gehalten — das wißt ihr."

Sie waren eben mit dem Frühstück fertig, da erschien ein Mann in Zivilkleidung, der sich als Kriminalbeamter

auswies. Er war enttäuscht und ungehalten, daß Herr Espel noch immer nicht zu sprechen sei. Die Aufschlüsse, die er von ihm zu erhalten hoffte, konnten von besonderer Wichtigkeit für die Entdeckung des Mörders sein.

Während die Frauen noch mit dem Beamten sprachen, fand sich der Arzt ein.

Zusammen betraten sie das Schlafgemach.

Der Beamte bat, zugegen sein zu dürfen, wenn Espel seine ersten Äußerungen machte, weil diese für die Beurteilung der Klarheit seines Erinnerungsvermögens von Wert sein konnten.

Aber die Geduld aller wurde auf eine neue Probe gestellt. Oskar schlief noch, und der Arzt lehnte es entschieden ab, die Ruhe zu unterbrechen; der Schlaf schien ihm für das Befinden des Kranken von größter Bedeutung.

Frau Wolperts hielt es unter diesen Umständen für angezeigt, bei ihrer Tochter zu bleiben, und ließ ihrem Gatten Botschaft in sein Büro sagen, er möge heute mittag hierher statt in sein eigenes Heim kommen.

Der Sekretär, der wegen der Spannung zwischen Frau und Schwiegersohn selten Gelegenheit fand, das Haus seiner Tochter zu betreten, ergriff den heutigen Anlaß mit Vergnügen. Denn er hing an seinem Kind und mochte auch Oskar gern; das durfte er aber seine Frau nicht merken lassen, wenn er nicht den Frieden im engsten Familienkreis gestört wissen wollte.

Er kam umso lieber, als er von den Nachrichten, die der Zeitung zu entnehmen gewesen, beunruhigt war. Die Nachtberichterstatter hatten durch ihre ersten Umfragen nur den Namen des Zeugen am Fenster feststellen und nichts Näheres ermitteln können. Wolperts wußte daher

nicht, ob und wie weit sein Schwiegersohn und etwa auch seine Tochter in die dunkle und grausige Geschichte verwickelt waren. Zu seiner eigenen Ungewißheit hierüber kamen noch die Fragen seiner Kollegen, die ihn mit ihrer Neugierde während des Vormittags gequält hatten. Auch sein Vorgesetzter war in sein Zimmer gekommen und hatte sich über das Wie und Was erkundigt, ohne daß der Sekretär den geringsten Aufschluß geben konnte.

So eilte er denn noch vor Schluß der Amtsstunden hierher.

Liesel wäre glücklich gewesen, ihre beiden Eltern in ihrem neuen Heim bei sich zu sehen und so das noch nie genossene Vergnügen zu haben, alle Angehörigen an ihrem Tisch zu sehen, wenn nicht ihr Mann im Zimmer daneben noch immer in tiefem Schlaf gelegen wäre. Jede Vermutung darüber, wie er erwachen würde, war müßig. Der Arzt, der kurz vor Mittag noch einmal vorgesprochen hatte, weil es ihm nicht eher möglich gewesen war, hob auf Fragen nur die Schulter und sagte zu, gegen Abend wiederzukommen.

So verlief das gemeinsame Mittagessen der drei Personen, obwohl es Frau Wolperts mit besonderer Sorgfalt selbst zubereitet hatte, recht still und gedrückt. Eins nach dem anderen stahl sich immer wieder weg, trat unter die Türe und warf einen besorgten Blick nach dem Bett, in dem der Leidende bewußtlos ruhte.

Bald nach Tisch kam Rechtsanwalt Doktor Müller, Oskars Chef, der seinem langjährigen treuen Beamten sehr zugetan und nicht minder auf ihn angewiesen war. Das Fernbleiben Espels war von Liesel frühzeitig durch ein paar Zeilen entschuldigt und dem Anwalt aus den Zeitungsnachrichten einigermaßen erklärlich geworden. Aber der Zusammenhang zwischen dem Unwohlsein und

der Tat auf der Wiese schien für Doktor Müller trotz allem dunkel, und so trieb ihn, den beliebten Verteidiger, doppeltes Interesse hierher.

Auch er trat auf den Zehen vor das Bett und betrachtete eine Weile die stillen Züge des leidenden Mannes.

„Er fühlte sich schon seit längerer Zeit angegriffen," sagte der Anwalt, als man wieder in das Wohnzimmer zurückkehrte. „Ich suchte ihn zu entlasten, so weit es möglich war. Ich habe seinetwegen noch ein Fräulein aufgenommen, um die geringeren Arbeiten mehr auf das Personal verteilen zu können. Aber Sie wissen ja selber: man kann ihm nichts abnehmen, er will alles selber tun. Daß seine feinfühlige Natur ein so entsetzliches Ereignis niederwerfen mußte, ist mir begreiflich, aber ich hoffe auf seine geschulte Willenskraft, die viel über den körperlichen Zustand vermag. Selbstverständlich soll er sich nun auf alle Fälle schonen und gründlich erholen."

Er ging mit langsamen Schritten wie ein Mann, den selbst ein Unglück getroffen hat, hinaus. Man sah ihn dann unten auf der Wiese den Tatort besichtigen und verschiedenen Gruppen zuhören. Sein Interesse als Kriminalist konnte die eigene Sorge doch nicht ganz ersticken.

„Vielleicht bekommt er den Mord zu verteidigen," sagte Frau Wolperts. „Dann kommt dein Mann gar nicht von der Geschichte los."

Liesel schaute die Mutter geängstigt an.

Der Sekretär, der die Schärfe seiner Frau oft nicht verstand, schüttelte mißbilligend den Kopf, drückte seiner Tochter die Hand, trat noch einmal unter die Nebenzimmertüre und sah nach Oskar. Dann ging er traurig fort.

Als Liesel gegen Abend wieder einmal in das Schlafzimmer trat, lag ihr Mann mit offenen Augen im Bett. Sein Blick war auffallend streng. Als er sie sah, milderte

sich der herbe Ausdruck seines Gesichtes ein wenig; er lächelte.

Schweigend, um nicht die Mutter aus der Küche herbeizurufen, ging sie froh und doch voll Bangen an das Bett und setzte sich auf den Rand. Sie beugte sich tief über Oskar. Ihre Lippen berührten sich.

Dann sahen sie einander lange, ohne zu sprechen, an.

„Fühlst du dich besser?“ fragte sie innig.

Er schaute sie nachdenklich an, wie wenn er sich weit zurück besinnen müßte.

„Ich bin auf einmal zusammengesunken,“ sagte er dann langsam. „Zwei Männer kamen von der Stadt her und gingen ruhig nebeneinander. Sie waren fast gleich groß; beide schlank und hager. Da blieb der eine stehen. Der andere sprach auf ihn ein. Der erste wandte sich um, als wolle er nach der Stadt zurückkehren. Da hob der andere von hinten den Arm; in seiner Hand funkelte etwas silbern. Er stieß damit nach dem Rücken des halb zur Seite Gewendeten. Ich hörte einen Schrei und sah, wie der eine davonlief. Der andere verfolgte ihn. Ein Mord war geschehen. Aber ich konnte nicht helfen, ich konnte mich nicht rühren. Ich war ganz starr und willenlos vor Schrecken. Der Fliehende, der schwer getroffen sein mochte, lief langsamer. Ein paarmal schrie er heftig, dann brach er zusammen. Der andere kam heran, beugte sich über ihn. Ich weiß nicht, ob er noch einmal auf ihn einstach, oder ob er den am Boden Liegenden beraubte. Dann verließ er sein Opfer. Nach ein paar Schritten fing er zu laufen an und rannte über die Wiese ins Dunkel. Dann kamen Leute und schrien zu mir herauf. Ich sollte das Fenster öffnen. Ich habe es getan. ‚Dort ist ein Zeuge!‘ rief jemand. Sonst weiß ich nichts mehr.“

Den Blick an die Wand geheftet, hatte er vor sich hin gesprochen, gleichmäßig und sicher — wie wenn er es dort ablese.

Unauslöslich hatten sich die Vorgänge ihm eingeprägt.

Ergriffen hörte sie ihn an. „Fürchterlich! Es muß dich schrecklich getroffen haben!"

Er schaute sie wie geistesabwesend an.

„Dort ist ein Zeuge ..." wiederholte er mit einer gewissen Feierlichkeit und setzte sich dabei mühelos gerade auf, indem er die Hand an die Bettdecke legte, als ob er diese zurückschlagen und aufstehen wollte.

„Was willst du tun?" fragte die junge Frau besorgt. Sie empfand fast ein Grauen vor dem seltsamen Ausdruck seiner Augen. Einen Augenblick dachte sie daran, die Mutter zu rufen.

Da sank er langsam wieder zurück.

„Es geht noch nicht," sagte er leise.

„Herr Doktor Müller war da. Du sollst dich schonen und gründlich erholen."

Er lächelte. „Ich brauche nicht viel Erholung. Ich bin nur noch müde; doch das geht bald vorüber."

„Du bist doch noch recht matt und angegriffen."

„Ich habe keine Zeit zur Erholung." Lauter und entschieden sagte er: „Ich muß Zeugnis ablegen."

„Sie werden schon kommen und dich fragen, was du weißt. Sie waren schon da und kommen wieder."

„Wer?"

„Von der Polizei."

Er wehrte mit der Hand ab. „Das ist Nebensache."

„Was willst du denn dann tun?"

„Er hat mich aufgerufen."

„Wer hat dich aufgerufen?"

„Der Ermordete! Dreimal hat er nach mir geschrien:

‚Dort ist ein Zeuge.‘ Die Leute haben es später nur ihm nachgesprochen. Das wollte er mir sagen."

Liesel bekam vor seinen eigentümlichen ruhigen und festen Worten und dem starren Blick seiner Augen Angst. Sie konnte sich nicht mehr beherrschen und rief: „Mutter!"

Man hörte ein Blechgeschirr klirren.

Frau Wolperts trat ein.

Die Sekretärin steckte mit einer halb verlegenen Bewegung den Schürzenzipfel in den Gürtel und sagte dann so freundlich, wie es ihr im Augenblick möglich war: „Na, wie geht's? Haben Sie endlich ausgeschlafen?"

Er streckte ihr unbefangen die Hand hin: „Ich danke Ihnen, Schwiegermutter, für Liesel und für mich, daß Sie da sind!"

Ihr farbloses Gesicht rötete sich. Seine Anerkennung freute sie.

„Das Abendessen ist fertig. Eine Brennsuppe für Sie. Ich glaube, die wird Ihnen schmecken."

Wieder schaute er sie befriedigt an. „Es freut mich, daß Sie da sind, Schwiegermutter. Liesel wird jetzt Ihre freundliche Hilfe öfter brauchen; wir werden Ihnen dankbar sein, wenn Sie uns helfen wollen."

Sie machte eine Bewegung, als wollte sie den Dank abwehren. „Sie sind krank. Da ist's doch selbstverständlich, daß ich hier und da nachschaue, solange Sie krank sind."

Ungeduldig erwiderte er: „Das ist es nicht. Ich bin gesund; es war nur ein Nervenchok, wie er den Gesündesten treffen kann. Es handelt sich um etwas anderes."

„Du meinst, du müßtest nacharbeiten im Büro?" fragte seine Frau. „Nein! Nein! Du brauchst nicht nachzuarbeiten. Herr Doktor Müller hat ausdrücklich gesagt, daß du dich nicht überanstrengen und dich vollkommen erholen sollst."

Seine Ungeduld wuchs. Man sah, daß er sich nur schwer beherrschte. „Die Büroarbeit ist es nicht, warum ich die Schwiegermutter bitten möchte, öfter nachzusehen. Die Arbeit muß selbstverständlich getan werden. Es ist etwas anderes. Ich werde jetzt seltener zu Hause sein. Ich werde öfter ausgehen müssen in der nächsten Zeit — vielleicht sogar recht oft."

Frau Wolperts Stirne faltete sich. „Was soll das heißen?"

„Das scheint wieder eine neue Spinnerei zu sein," sagte sie halblaut und ging unwillig in die Küche.

Als sie mit der Brennsuppe zurückkam, aß Espel ein paar Löffel voll. Es machte den Eindruck, als ob er sich gewaltsam zum Essen zwinge.

Liesel saß bei ihm am Bett und hielt ihm den Teller.

Die Pause dauerte seiner Schwiegermutter zu lange.

„Warum," sagte sie, während sie mit der Hand glättend über das Bett strich, „warum müssen Sie in der nächsten Zeit viel aus dem Hause sein?"

Er legte den Löffel in die Suppe und schaute neben ihr vorbei an die Wand.

„Ich muß eine Pflicht erfüllen."

„Ihre Arbeit im Büro. Aber Doktor Müller will nicht, daß Sie Überstunden machen, und wir wollen's auch nicht. Verstanden!"

Er lächelte, ohne die Augen auf sie zu richten.

„Meine Pflicht ist es, den Mord aufzudecken."

„Oskar ..." murmelte Liesel erschreckt. Der Teller schwankte in ihrer Hand.

„Da haben wir's!" rief Frau Wolperts erbittert. „Ich sag's ja, mit dem Mann kann man keine fünf Minuten vernünftig reden ..."

Sie ging halb um das Bett herum, stellte sich ihm

schief gegenüber und streckte den Kopf gegen ihn vor. „Überlassen Sie das ruhig der Polizei, die dazu da ist. Sie geht das gar nichts an. Das ist wieder nichts als Wichtigtuerei von Ihnen."

Sie lachte spöttisch. „Er einen Mord aufdecken und fällt um wie ein schwächliches Frauenzimmer, wenn er ein paar auf der Wiese raufen sieht."

„Mutter!" Liesel schaute betroffen nach ihr und legte die Hand wie schützend auf Oskars Arm.

Espel schien die scharfen Worte gar nicht zu empfinden.

Still wiederholte er: „Dreimal hat er nach mir geschrien, ehe er zusammenbrach. Und die Leute haben mir seinen Ruf richtig ausgelegt. Ich war der einzige, der alles gesehen hat. Ich muß den Mörder finden."

Seine Augen glänzten. Sein schlanker, schmächtiger Oberkörper hob sich.

Seiner Frau, die ihn überrascht betrachtete, rieselte ein Schauer über den Rücken. Seine Worte und der Ausdruck seiner Augen riefen einen tiefen Eindruck in ihr hervor. Sie begriff, was ihn in diesem Augenblick bewegte. Im nächsten Atemzug drückte sie Liebe und Sorge nieder; die Angst um seine Gesundheit, das Bangen um Ruhe und Frieden, die Furcht vor der kaum verhohlenen Abneigung ihrer Mutter vor Oskar empfand sie als schwere Last auf der Seele. Sie wußte sich nicht zu fassen und schaute mit einem wirren Blick in das dämmernde Dunkel.

Frau Wolperts wollte die Rechte ihres Kindes schützen. Drohend begann sie: „Das wird man Ihnen schon zeigen, was Sie zu tun und zu lassen haben. Ich werde mit dem Doktor, mit der Polizei und Ihrem Chef sprechen. Es gibt, Gott sei Dank, noch Leute, die da ein Wörtchen mitzureden haben."

Liesel, die sich trotz aller Tapferkeit nicht mehr beherrschen konnte, schluchzte. Seit gestern war zu viel über sie gekommen.

„Heul' nicht, sag' ich," rief ihre Mutter. „Ich will dich vor seiner Torheit schützen! Schlimmstenfalls nehme ich dich wieder mit."

Da verbarg die kleine Frau ihre Angst und ihren Kummer. Über alle Sorge in ihr erhob sich die Liebe.

Ruhig stand sie auf und sah von Oskar zu ihrer Mutter. „Ich bleibe bei meinem Mann," sagte sie und schloß seine Hand fest in die ihre.

Er schaute lächelnd zu ihr auf. Dann griff er, ohne zu zittern, nach dem Löffel und aß seine Suppe.

Die Sekretärin eilte hinaus und schmetterte — jede Rücksicht auf den Leidenden in ihrem Zorn vergessend — die Türe so ins Schloß, daß der Mörtel aus dem Verband bröckelte.

Frau Wolperts saß auf dem Küchenstuhl und aß. Auch ihre Hand zitterte nicht; sie war eine gesunde Frau, der die Erregung des Augenblicks nichts von ihrer Ruhe nahm. Und die brauchte sie jetzt nötiger als je, denn sie sah deutlich, daß sie der heutige Tag für eine Versäumnis strafte. Hatte sie die Heirat ihrer Tochter mit dem Buchhalter nicht zu hindern vermögen, so hätte sie doch viel eher in die junge Familie eingreifen müssen. So sagte sie sich jetzt, es war eine Schuld, die sich nun bitter rächte, daß sie aus Mißmut und einer gewissen Bequemlichkeit die Dinge hier seit Jahren hatte laufen lassen, wie sie eben gingen. Sie hätte sich die Mühe und den Verdruß nicht reuen lassen sollen, vom ersten Tag dieser Ehe an, mitzuwirken und einzugreifen. Sie hätte den Sparren, den ihr Schwiegersohn nach ihrer Überzeugung besaß,

bekämpfen müssen. Das hatte sie versäumt, und das rächte sich nun. Und das mußte nachgeholt werden, ehe noch Schlimmeres daraus entstand. Weit genug war es schon. Ernstlich dachte sie ja nicht daran, die jungen Ehegatten zu trennen. Aber er sollte sie kennen lernen. Er sollte sehen, daß man ihn nicht ruhig seinen Narrenweg wandeln und das eigene Kind mit darauf hinüberreißen ließ.

Da hörte sie die Glocke.

Ihr Mann war es, der schüchtern und besorgt in die Küche trat.

„Wie geht's?" fragte er besorgt.

„Gut! Er ist wach."

„Da muß ich doch gleich hinein ..."

„Nein! Du kannst ihn jetzt nicht sehen. Er braucht noch Ruhe. Er redet noch wirres Zeug."

Seine ganze Freude zerrann. „Aber du sagtest doch ..."

„Ja! Ja! Es geht besser. Du kannst beruhigt sein. Aber wir können dich drinnen noch nicht brauchen. Es regt ihn noch zu sehr auf — und du mußt selber auch schlafen. Meinst du, ich möchte, daß du auch noch krank wirst? Ihr Mannsleute haltet ja nichts aus. Du gehst jetzt heim. Ich gebe dir dein Abendessen mit. Dein Abendbier kannst du dir vom Wirt mit hinaufnehmen, und dann legst du dich zur gewohnten Stunde ins Bett und schläfst dich aus."

„Aber ich kann doch nicht schlafen, wenn ich nicht weiß ..."

„Du weißt alles, was du wissen mußt. Und du wirst schlafen, wenn ich dir sage, daß alles in Ordnung ist, und daß es nötig ist, daß du schläfst, für den Fall, daß man dich morgen braucht."

Das sah er ein und wurde ruhiger.

„Und du? Du gehst nicht mit?"

„Nein! Ich bleibe da."

Es war ihm so lieb. Denn er wußte, daß seine Frau klug und besorgt war, und daß sie es hier gewiß an nichts fehlen ließ.

„Liesel hätte ich gern gesehen ..." murmelte er bescheiden, während er den Topf nahm, in dem sie ihm sein Essen reichte, nachdem sie einen Papiersack darüber gestülpt hatte.

„Du kannst jetzt Liesel nicht sehen, weil sie nicht von ihm weg darf — und zu ihm sollst du nicht hinein."

Betrübt trat er wieder auf den Korridor.

Da öffnete sich leise die Schlafzimmertüre. Seine Tochter huschte auf den Gang, drückte ihm fest und warm die Hand und verschwand wieder. Sie hatte ihn kommen gehört. Aber sie wollte ihn nicht zurückhalten, sie wußte ja, wie sehr er an seinen Gewohnheiten hing.

Auf der Treppe begegnete ihm der Arzt, der ihn nicht kannte. Der Sekretär wäre gerne mit ihm umgekehrt. Aber er wagte es nicht. So stieg er langsam und bedächtig hinunter und ging schweren Herzens in seine einsame Wohnung.

Frau Wolperts empfing den Arzt.

„Er ist wach," sagte sie. „Wach ist er — aber bei sich ist er nicht. Er hat Phantasien, Herr Doktor, die man ihm austreiben muß. Denken Sie: Er will den Mörder entdecken! Solch ein Unsinn!"

Der Arzt hörte sie stumm an und wischte mit dem seidenen Taschentuch die Brillengläser.

„Sie halten das für Unsinn?" fragte er dann vorsichtig und sah sie prüfend an.

„Ist's vielleicht nicht so?"

Der Doktor antwortete nichts und ging in das Schlafzimmer.

Liesel machte ihm Platz.

Oskar betrachtete ihn prüfend, gewann Vertrauen und gab dem Arzt die Hand.

Der blieb vor ihm stehen und schaute ihn längere Zeit schweigend an.

Dann wandte er sich zu den Frauen.

„Ich möchte mit dem Patienten allein sein."

Liesel warf einen ängstlichen Blick auf ihren Mann und ging ungerne hinaus. Sie wäre bei der Untersuchung lieber zugegen gewesen, um Tröstliches zu hören.

Ihre Mutter blieb stehen.

Da rief ihr der Arzt, der bisher einen gutmütigen Eindruck gemacht hatte, barsch zu: „Hinausgehen sollen Sie!"

Sie schreckte zusammen, hob den Kopf trotzig, wollte heftig erwidern, ging aber, als sie seinen sehr grimmigen Blick sah, fort und sagte in der Küche zu ihrer Tochter, daß er ein Flegel sei wie die meisten Männer.

Als die Türe geschlossen war, lachte der Arzt und setzte sich zu Espel an das Bett, griff nach dem Puls und sagte nach einer Weile: „Den Mörder wollen Sie entdecken?"

Oskar sah ihn fest an. „Ja, Herr Doktor!"

„Warum denn?"

Oskar schilderte mit kurzen Worten, was in der vergangenen Nacht geschehen war, und daß er den Mörder finden müsse, um seine innere Ruhe wieder zu erlangen.

„Warum das Unsinn sein soll," sprach der Arzt halblaut.

„Sie versteht das nicht so," mahnte Oskar entschuldigend. „Sie ist eine einfache Frau, die immer nur das Nächstliegende sieht."

„Aber Sie verstehen mich — glaube ich," fügte er langsam, beinahe bittend hinzu.

Es lag ihm am Herzen, jemanden zu finden, der ihn begriff.

„Ja,“ sagte der Arzt, „das ist nun so, mein Lieber, daß man es begreiflich und unverständlich finden kann. Es kommt darauf an, ob es bloß ein augenblicklicher Zustand oder der ernste Wille ist, ob man sich berufen fühlt und an seine Sendung glaubt.“

Oskars Augen glänzten. „Herr Doktor, ich fühle mich berufen.“

„Dann müssen Sie Ihren Weg gehen. Leicht ist das nicht.“

„Darüber bin ich mir klar.“

„Nicht immer ist dort auch schon ein Weg, wo ein Wille ist. Und dann, Sie sind kein Kriminalist.“

„Mein Chef, Doktor Müller, ist Kriminalist. Ich habe bei ihm manches gesehen und gehört.“

Dem Arzte gefiel das klare, ruhige Benehmen Espels. An den Antworten auf seine Einwände erkannte er, daß es sich um keine Grille, um keine Nachphantasie aus dem langen, ohnmachtähnlichen Schlafe handelte. Er betrachtete den schmächtigen, blassen Buchhalter aufmerksam.

„Was wollen Sie denn zuerst unternehmen?“

Oskar schwieg.

„Ich würde vor allem mit meinem Chef sprechen, weil er sachkundig ist,“ riet der Arzt.

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil ich das nur allein machen kann. Ich will und muß es allein machen.“

„Sie halten an Ihrer Sendung fest,“ erwiderte der Arzt.

„Ja. So ist's.“

Espel blieb unbeweglich im Bett sitzen. Der Doktor erhob sich und trat an das Fenster.

Draußen stand kein Stern am Himmel. Obwohl wenig Licht war, sah man doch drüben auf dem Weg an der Stätte des Mordes Menschengruppen. Leute, die von der Arbeit heimgingen, erörterten den Fall, über den die Abendblätter einiges gebracht hatten.

Den Ermordeten kannte man noch nicht. Vom Mörder fehlte jede Spur.

Der Arzt trat wieder an das Bett. Da sagte Espel: „Bis ich aufstehen kann — morgen — wird man festgestellt haben, wer da ermordet worden ist."

„Möglich."

„Sicher. Bei unseren Verhältnissen bleibt kein Mensch lange unerkannt. Man wird seine Photographie überall ausgestellt sehen, und jemand wird ihn kennen. Dann will ich die Spur aufnehmen. Wer ihn kennt, wird ihn irgendwo zuletzt gesehen haben."

„Das kann lange her sein."

„Möglich. Das soll mich nicht hindern. Ich gehe seinem Leben nach von dem letzten Anhaltspunkte aus — nach rückwärts und nach vorwärts."

„Das wird nicht leicht sein. Und Ihnen stehen weder Polizeigewalt noch Polizeimittel zur Verfügung, ja die Polizei wird Sie vielleicht sogar hindern. Die Einmischung eines Unbefugten ist ungehörig."

„Ich will mich nicht einmischen. Ich werde alles, was ich unternehme, so sorgfältig verborgen halten, daß es niemand als Einmischung betrachten soll."

Alles, was Espel sagte, war klar und bestimmt.

Leute mit ruhiger Besonnenheit und festem Willen waren des Arztes Leute — mochte der Wille auch auf Absonderliches gerichtet sein.

„Jetzt passen Sie auf!" sagte er.

Oskar sah gespannt zu ihm empor.

„Sie werden heute nacht schlafen!" Es klang wie ein Befehl.

Der Patient senkte langsam, zustimmend den Kopf.

„Sie werden morgen früh nicht aufstehen, bis ich da bin und es Ihnen erlaube!"

Einen Augenblick zögerte der Buchhalter. Dann willigte er ein.

„Ich sehe," sagte der Arzt jetzt befriedigt, „daß Sie ein vernünftiger Mensch sind."

Dann beugte er sich über das Bett vor und sah Espel ins Gesicht mit Augen, in denen es von Tatkraft blitzte.

„Sie haben einen Bundesgenossen an mir."

Dem Buchhalter gab es einen Ruck.

„Das heißt," sagte der Arzt, „ich werde mich Ihnen nicht aufdrängen, ich werde mich auch nicht einmischen in Ihre Sendung. Aber wenn Sie mich brauchen können, dann bin ich bereit."

Oskar faßte die Hand des Doktors und hielt sie mit festem Drucke in der seinen. Über sein Gesicht ging wieder ein Leuchten, und Wärme trat in seine blassen Wangen.

Als der Arzt hinaus kam, standen die Frauen unter der Küchentüre. Liesel mit sorgenden, angstvoll hoffenden Augen, Frau Wolperts bockig, neugiergedrängt hinter ihr.

„Ich bin zufrieden," sagte der Doktor und klopfte der jungen Frau auf die Schulter. „Nur Mut! Sie haben einen rechtschaffenen Mann, der von innen heraus gesund ist."

Ihre Blicke dankten ihm, schimmernd in Tränen.

„Und Sie sind eine wackere Frau."

Ehe er die Wohnungstüre öffnete, wandte er sich Frau Wolperts zu: „Das sind zwei nette, vernünftige Leutchen, man kann ihnen schon etwas mehr Luft lassen."

Er schmunzelte, winkte der Grollenden freundlich zu und ging.

„Das wär' mir der Rechte mit seinem Luftlassen!" brummte sie und folgte, innerlich doch einigermaßen mit ihm versöhnt, ihrer Tochter ins Schlafzimmer.

„Was hat denn der Arzt gesagt?" fragte Liesel voll Sorge, Hoffnung und Neugier.

Oskar lehnte behaglich in den Kissen und sah sie ruhig und freundlich an.

„Es ist ein tüchtiger Arzt, Liesel, den eine gute Stunde ins Haus geführt hat. Ich soll jetzt schlafen; morgen früh kommt er wieder."

Frau Wolperts streckte den Hals hinter ihrer Tochter. „Und sonst?" fragte sie scharf.

Er schien es nicht gehört zu haben. Wenigstens schaute er ganz unberührt und gelassen vor sich hin.

Auch Liesel hätte gern mehr erfahren, aber über allem stand ihr die Sorge um den geliebten Mann, der nun seine Ruhe haben sollte.

„Komm, Mutter! Er will schlafen."

Sie richtete ihm wie einem müden Kind die Kissen, küßte ihn, drückte ihm die Hand und zog Frau Wolperts hinaus.

Die Mutter ging ins Wohnzimmer hinüber, zündete die Lampe an, setzte sich mit der Abendzeitung ins Sofa und las den Mordbericht.

Hie und da brummte sie.

Liesel saß in der Küche und dachte, ob Oskar wohl schon schlafen und wie er morgen aufwachen würde.

Ein paarmal schrak sie auf, wenn es läutete.

Einmal war's ein Zeitungsberichterstatter.

Einmal ein Kriminalbeamter.

Dreimal klopften neue Hausgenossen, die von der Neugier an die Tür getrieben wurden.

Aber Liesel wies sie alle fort. Er sollte schlafen, hatte der Doktor gesagt.

Die Polizei hatte eine hohe Belohnung für die Entdeckung des Täters ausgesetzt. Erschwert wurde die Aufklärung dadurch, daß man den Ermordeten nicht kannte.

Die Annahme Espels, daß der Getötete nicht lange unbekannt bleiben könne, schien sich diesmal nicht zu erfüllen. Schon war der vierte Tag vergangen. Die Leiche des Unglücklichen war nach vorgenommener Sektion bestattet worden, und noch immer hatte man nicht ermitteln können, wer das Opfer des Verbrechens war.

Sein Bild stand in allen Fahndungsblättern, in den gelesensten Tageszeitungen, an den Anschlagsäulen, wo es sich seltsam genug ausnahm neben den Ankündigungen von Tanzmusiken, Festtees und Kabarettvorstellungen. Aber das Leben mischt das Trübste und Tollste.

Der Buchhalter, den der Arzt am nächsten Morgen aus dem Bett entlassen hatte, ging ruhig seinem Dienst nach. Er holte in der Anwaltskanzlei das Versäumte ein, arbeitete mehr als sonst und sprach noch weniger.

Das Personal und seine Bekannten gaben bald die Fragen nach seinem Erlebnis auf, als sie sahen, daß aus ihm nicht mehr als kurze, nichtssagende Worte herauszuholen waren.

Doktor Müller fragte ihn nicht; er kannte ihn und wollte die wunde Stelle im Gemüt des wackeren Mannes nicht ohne Not treffen.

Um seinen geheimen Plan wußten nur der Arzt, Liesel, ihre Mutter und der Sekretär.

Dem gegenüber hatte sich Frau Wolperts ausgesprochen, als sie in ihre Wohnung zurückkehrte. Eine „Narretei" hatte sie Espels Absicht genannt.

Ihr Mann wollte zuerst etwas erwidern, hielt aber an sich und schwieg.

Am darauffolgenden Morgen wartete er ganz wider seine Gewohnheit auf Espel, als dieser ins Büro ging. Er kam an Oskar mit der verlegenen Frage heran, wie es ihm gehe, und begleitete ihn durch ein paar Straßen, ohne daß etwas Besonderes zwischen ihnen gesprochen wurde. Ein paarmal gab er sich einen starken Ruck, als ob er jetzt von dem Mord beginnen möchte. Aber sein Schwiegersohn, der von den eigenen Gedanken beherrscht wurde, merkte das nicht, und Wolperts fand nicht den Mut und das rechte Wort.

Als sie auseinander gingen, drückte er Oskars Hand ungewohnt heftig und ging dann schnell weg, wie wenn er ein Geheimnis verraten hätte und sich darüber schämen müßte.

Die einzige Unregelmäßigkeit, die Espel sich zuschulden kommen ließ, bestand darin, daß er jetzt abends häufig spät heimkam. Er hatte Liesel das vorher gesagt und sie deswegen um Nachsicht gebeten.

Es kam sie sehr hart an, die Herbstabende allein zu verbringen und auf die traulichen Gespräche verzichten zu müssen, die ihr gewöhnlich das Schönste vom ganzen Tage gaben. Noch mehr Kummer bereitete ihr die Sorge um Oskar, der sich jetzt nach der Berufsarbeit noch mehr abhetzte, statt auszuruhen. Vielleicht kam er gar auf der Suche nach dem Verbrecher in gefährliche Lagen. Aber sie wußte, wie viel ihm daran lag, Klarheit schaffen zu helfen. Darum schwieg sie.

Es war ja auch ihr ein stiller Stolz, daß er ein so großes Ziel verfolgte, und sie wuchs über alle Sorgen der vertrauerten Stunden hinaus, wenn er dann heimkehrte und tiefer Ernst auf seiner Stirne lag.

Über das, was er tat, und darüber, ob er eine Spur gefunden, wurde nie zwischen ihnen gesprochen. Er sagte nichts, und Liesel vermochte sich darin weit mehr als manche andere Frau zu beherrschen, wenn auch ihre Neugierde vielleicht noch brennender war, weil es dabei ja um Oskar ging.

Espel hatte bis jetzt nichts entdecken können. Er kam zu keinem rechten Plan, weil alle Anhaltspunkte fehlten. Und doch ward er nicht müde. Er blieb auf der Wiese stehen, wenn dort Leute über den Mord sprachen, trieb sich in den benachbarten Straßen und Gassen umher oder belauschte an den Türen der bekannten Verbrecherkneipen die Aus- und Eingehenden, ging auch selber hinein und beobachtete vor einem Glas Bier von einem Winkel aus die Gäste.

Obwohl er weder abergläubisch noch geneigt war, an geheime Kräfte zu denken, die den Menschen umgeben und umstricken, trug er doch in sich die Überzeugung, daß es ihm gelingen werde und müsse, den Mörder zu finden. Dabei beseelte ihn kein Haß gegen den Mörder.

Wenn er daran dachte, wie furchtbar den Verbrecher die Reue und die Erinnerung an seine Tat peinigen mußte, dann stieg in Oskars Herzen tiefes Mitleid mit dem Unseligen auf, und ihm graute vor dem Tag, da er ihn der Gerechtigkeit ausliefern müßte. Aber der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, konnte er sich nicht entziehen.

Eines Abends schlenderte er wieder durch menschenleere Seitengassen eines äußeren Stadtviertels. Vor einem kleinen Barbiergeschäft blieb er stehen und bemerkte ein blasses, stoppelbärtiges Gesicht. Er selbst war es, den er in dem Friseurspiegel erblickte. Nicht ohne Selbstvorwürfe bemerkte er, daß er sich seit Tagen nicht

mehr hatte rasieren lassen. Sein Aussehen verdroß ihn. Was sollte sein Chef denken, wenn er ihm so verwahrlost vor Augen trat. Seine Frau hielt noch mehr als er selbst auf sauberes Aussehen. Sie mochte ihn wohl jetzt nur nicht durch Mahnungen kränken. Rasch drückte er auf die Klinke und trat ein.

Eine große Uhr tickte in dem engen Lädchen. Sonst war alles still. Auch hinter dem ausgewaschenen Vorhang, der den Raum abteilte, vernahm man kein Geräusch. Der Friseur war wohl zum Abendessen gegangen.

Oskar setzte sich in einen der Rasierstühle und schaute vor sich hin. Dann blickte er wieder nach seinem Gesicht hinauf, das er in dem Spiegel sehen konnte, vor dem er saß.

Wie er so auffsah, erschrak er unwillkürlich.

Über seinem eigenen, im Gaslicht doppelt bleichen Gesicht, das durch den schwachen Bartanflug noch fahler schien, sah er ein zweites.

Hinter ihm an der Mauer stand ein langer Mensch mit blassem Gesicht und starrte ihm geistesabwesend in die Augen. Es lag ein sonderbarer Ausdruck in dem fremden Antlitz, ehe der Lange sich der Gegenwart eines zweiten bewußt wurde.

„Wünscht der Herr Rasieren?"

„Ja, bitte!"

Sie sagten das aneinander vorbei, in die Luft hinein, gewohnheitsmäßig.

Keiner von ihnen war noch ganz zugegen.

Oskar wußte nicht, warum, aber er wäre am liebsten wieder aufgestanden und hinausgegangen, wenn er sich nicht gescheut hätte, so wegzulaufen. Der Gedanke, daß der junge, schlottrige Mensch ihn rasieren sollte, war ihm unbehaglich. Es graute ihm davor.

Hundert und aber hundert Male war er beim Friseur im Stuhl gesessen. Noch nie hatte er, wenn ihm wie jetzt eine fremde Hand mit dem Schaumpinsel über die Wangen gefahren, solche mit Ekel gemischte Scheu empfunden.

Seine Nerven mußten doch recht herunter sein. Er setzte sich fester, daß die Finger des Barbiers, die sich durch den Schaum hindurch kalt anfühlten, den Pinsel fallen ließen und unwillkürlich in das Gesicht Oskars griffen.

Espel erschrak sichtlich.

Der Friseur murmelte „Verzeihung!" hob den Pinsel vom Boden und ging hinter den Vorhang, um einen frischen zu holen.

Espel wendete den Kopf und blickte ihm nach.

Aber auch der Barbier blickte, ehe er hinter die Gardine trat, rasch noch einmal um. Es war ein scheuer, seltsamer Blick.

Und wieder sahen die beiden einander an.

Dann kam der junge Mensch mit einem neuen Pinsel, seifte seinen Kunden flott ein und brachte seine Arbeit gut zu Ende.

Inzwischen kehrte der Inhaber des Geschäfts zurück. Ein paar andere Leute kamen. Man plauderte lebhaft durcheinander. Die Stille war gebrochen, und Oskar grollte sich selbst, als er wieder vor dem Laden stand und sich vergegenwärtigte, welche peinlichen Minuten ihm sein überreizter Zustand ohne Anlaß bereitet hatte.

Diesen Abend war er gesprächiger als sonst, und die kleine Liesel fühlte sich durch seine leichte, heiter gestimmte Plauderei glücklich.

„Gott sei Dank!" dachte sie, als sie zu Bett ging. „Vielleicht hat er's überwunden."

In der Zeitung erschien ja auch nichts Neues mehr

über den Mord. Mochte dem Mörder auch die Strafe erspart bleiben, er war gewiß nicht zu beneiden um die Qual in seinem Innern.

In der gleichen Nacht träumte Oskar schwer.

Er stand wie damals am Fenster und sah die zwei Männer unten auf dem Weg über die Wiese gehen und mußte den Mord wieder mit ansehen.

Als der Mörder sein Opfer verließ, floh er diesmal auf Espels Haus zu. Gelähmt vor Schreck konnte er selbst nicht vom Fenster weg; mit stockendem Atem mußte er zuschauen, wie der hagere Mensch sich vom Boden hob und durch die Luft gegen ihn her nach dem Fenster herauf schritt.

Nun stand er unmittelbar vor ihm. In seiner Hand schimmerte das Rasiermesser, und als Oskar jäh emporschaute, sah er — in das blasse Gesicht des fremden Barbiergehilfen.

Angst preßte ihm die Brust zusammen, ein schweres Stöhnen rang sich aus seiner Kehle.

„Oskar! Oskar! Was ist dir denn?" rief Liesel.

„Nichts!" sagte er. „Nichts! Nur schwer geträumt hab' ich."

Einen Augenblick war ihm wohl im Bewußtsein, zu Hause zu sein und all das bloß geträumt zu haben. Aber als er seine geängstigte Frau einigermaßen beruhigt hatte, fühlte er, daß seine Glieder zitterten.

Er lag lange mit einem dumpfen Gefühl im Kopf und wachen Augen im Bett, bis er gegen früh wieder einschlafen konnte.

Matt und erschöpft stand er auf, verbarg nur mit Mühe vor Liesel seine trübe Stimmung und ging bedrückt nach der Kanzlei.

Wohin sollte es mit ihm kommen, wenn er schon jetzt,

da kaum eine Woche seit Beginn seiner Bemühungen verstrichen war, auf solche Abwege geriet?

Einbildungen, Phantasien und Träume führten nicht ans Ziel.

Dazu war klarer Verstand nötig, um die Wahrheit zu finden.

An diesem Morgen zweifelte er an seiner Sendung und der Kraft, sie ausführen zu können.

Mit außerordentlicher und doch den Tag über oft versagender Selbstbeherrschung zwang er sich, nicht mehr an den Barbiergehilfen und an seinen Traum zu denken. Er durfte sich nicht von trügerischen Traumbildern hinreißen lassen; der Zufall sollte keine Macht über ihn erlangen. Und nur ein Zufall hatte ihn nach jener entlegenen Gasse in den Friseurladen geführt. So spürte man kein Verbrechen auf.

Er beobachtete tagsüber wiederholt das Gesicht seines Chefs, wenn dieser durch die Kanzlei ging. Was würde der jedes Für und Wider kühl und genau abwägende Jurist dazu gesagt haben, wenn er erfahren hätte, in welch wunderlicher Weise Espel bei seiner Verbrechersuche vorging.

Der Erfolg dieser Selbstvorwürfe war, daß Oskar diesen und die nächsten Abende unmittelbar vom Büro heimging; Liesel glaubte, er habe seinen Plan aufgegeben, und war froh darüber.

Da trat ein neues Ereignis ein, das die ganze Stadt und natürlich besonders das Ehepaar Espel bewegte. Man las in der Zeitung, daß ein altes Mütterchen auf der Polizei erschienen war. Die Frau stammte aus einem entlegenen Dorf am anderen Ende des Landes. Dort hatte sie in dem Provinzblättchen zufällig das Bild des Ermordeten

gesehen und war auf die Wanderschaft gegangen. Ihr Kind wollte sie suchen.

Seit einer Reihe von Jahren hatte sie nichts mehr von ihrem Sohn gehört, der als blutjunger Mensch in die Welt gezogen war. Nie hatte er ihr geschrieben. Sie wußte nicht, wo er war, und was er trieb.

Als sie das Bild in dem Blättchen gesehen hatte, wurde sie den Gedanken nicht los, daß er es sei, den sie hier vor sich sah. Das Mutterherz ruhte nicht eher, bis sie sich vergewissert hatte.

So kam sie in die Stadt, nachdem sie den Weg halb mit der Eisenbahn zurückgelegt, halb — weil ihr bald das Geld ausgegangen war — zu Fuß gewandert war.

Wie sie auf der Polizei die Photographie der Leiche sah, brach sie ohnmächtig zusammen.

Als sie dann wieder zu sich kam, erfuhr man von ihr, daß sie die Witwe Walburga Moorbruch von Niederwaldbach sei, und daß nach ihrer sicheren Überzeugung der Ermordete ihr Sohn Franz gewesen, der das Sattlerhandwerk gelernt hatte und frühzeitig in die weite Welt gezogen war.

Sie zeigte seinen Geburtschein und seine Schulzeugnisse vor, und nachdem sie sich wieder erholt hatte, gab sie Rede und Antwort über alles, was man von ihr wissen wollte.

Man atmete auf der Polizei und auch im Publikum auf, da durch das Erscheinen der alten Frau wenigstens ein Lichtstrahl in das Dunkel fiel. Aber bald sah man, daß dieser Lichtstrahl den Schatten nur verschärfte, der über dem Verbrechen lag.

Jetzt, da man wußte, daß eine alte, gebrechliche Frau um ihren einzigen Sohn jammerte, daß sie seinetwegen den weiten Weg gekommen war, ja, ihn zum Teil zu

Fuß zurückgelegt hatte, da forderte das menschliche Gefühl Sühne des Verbrechens.

Schon wurden Stimmen laut, die öfter von Unfähigkeit der Polizei, von Umständlichkeit und Bürokratie sprachen.

Man schilderte in den Blättern den Jammer der Mutter und verlangte für sie die einzige Genugtuung, die man ihr nach dem Verluste ihres Sohnes noch geben konnte, die Sühne des Mordes.

Trotz aller Ausschreibungen und Erhöhung der Belohnung meldete sich niemand, der den Getöteten gesehen oder etwas von ihm gewußt hätte. Daß man von ihm kein Bild besaß, das nach dem Lebenden aufgenommen war, erschwerte die Nachforschungen.

Die Witwe Moorbruch, die in der großen Stadt keinen Menschen kannte, wurde von einer gutherzigen Familie aufgenommen. Leute kamen, beklagten und beschenkten, begafften und bekrittelten sie, und wenn die Frau einen anderen Gedanken als den an ihren Sohn gehabt hätte, dann wäre ihr vielleicht die kecke Zudringlichkeit der einen und das bedauernde Klagen der anderen eines Tages zu viel geworden, und sie wäre wieder, wie sie gekommen, still in ihre Waldheimat verschwunden. So aber dachte sie nur an ihn, saß betrübt in dem behaglichen Stübchen, das man ihr eingeräumt hatte, aß und trank teilnahmlos, was man ihr vorsetzte, und schaute mit leeren Augen auf die Menschen, die zu ihr kamen, wie wenn sie durch alle hindurch in eine weite, graue Ferne blickte, aus der einer wieder zu ihr herwandeln und eines Tages vor sie hintreten müßte — ihr Franz.

Aber der kam nicht mehr.

Oskar Espel war schon oft vor dem Haus gestanden, in dem Walburga Moorbruch lebte. Nicht fragen wollte

er sie. Er hätte nie gewagt, ihren Schmerz zu entweihen. Wenn er sie nur einmal sehen könnte! Aber er wagte nicht, in das Haus zu treten. Etwas Hohes, Unantastbares lag für ihn in ihrem Leid und der Trauer um den einzigen, erbarmungslos geraubten Sohn. Keiner, den sie nicht rief, durfte ihr nahen. Und sie rief nur nach dem einen, der nicht mehr hörte.

Da, als er eines Abends wieder längere Zeit dem Haus gegenüber in einem Toreingang gestanden und dann scheu weggeschlichen war, fand er sich plötzlich vor dem matt erleuchteten Ladenfenster jenes Barbiers.

Er wußte nicht, wie er dahin gekommen, und auch nicht, wie lange er schon vor dem Fenster gestanden war, als er darüber zur Besinnung kam.

Er erschrak. Eine Hand legte sich innen auf die Klinke.

Scheu ging er weg. Jemand rief: „Wollen Sie sich rasieren lassen?"

Die Stimme kannte er. Er sah auch, als er unwillkürlich die Augen schloß, den blassen Gehilfen vor sich. Rasch eilte er weiter. Erst am Ende des Gäßchens blieb er wieder stehen. Nun ärgerte er sich wegen des Rückfalls in jene törichte Stimmung, in die er damals geraten war, als er sich da drinnen hatte rasieren lassen.

Da fühlte er eine Hand auf der Schulter.

„Wollen Sie sich rasieren lassen?" fragte der Gehilfe.

Er hatte offenbar schnell den weißen Arbeitsmantel abgelegt und stand nun im Straßenrock und Hut neben ihm.

„Nein!" erwiderte Espel.

Der Fremde sprach weiter: „Warum sind Sie denn dann so lange vor unserem Geschäft gestanden?"

Oskar schaute nach der anderen Seite und wich dem Blick aus, den er auf sich gerichtet fühlte.

„Ich weiß es nicht.“

„Das ist aber komisch.“

Der Gehilfe hielt gleichen Schritt mit ihm.

Als sie in die helle Hauptstraße kamen, die hier nach der Innenstadt führte, blieb er stehen.

„Trinken Sie hier und da ein Glas Bier abends?“

Der Buchhalter fühlte einen merkwürdigen Widerstreit in sich. Es war etwas in ihm, das ihn von dem Menschen fortdrängte, und doch auch etwas, das ihn anzog.

„Ich trinke nie auswärts Bier.“

„Wir könnten aber doch einmal zusammen ein Glas Bier trinken. Ich hätte jetzt grade Lust dazu.“

Schweigend gingen sie nebeneinander. Der Gehilfe schien einem bestimmten Ziele zuzusteuern. Vor einem Bierlokale am Rand der Altstadt blieben sie stehen.

Dann ging der Barbier voraus. Oskar folgte ihm, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben.

In dem großen Saal brandete das Stimmengewirr von Hunderten. Rauch und Brodem lagen wie eine Wolke in der Luft. Messer klapperten, Teller klirrten, Krüge, Gläser klangen.

Der Lange ging auf einen Tisch nahe beim Eingang in einer halbdunklen Ecke zu. Dort setzten sie sich im hintersten Winkel einander gegenüber.

Eine der Frauen, die hier bedienten, kam vorüber. Sie trug in beiden Händen volle Krüge und stellte ungerufen zwei vor die neuen Gäste.

Der Friseur hustete verlegen, hob seinen Krug von der Tischplatte und strich mit dem Finger über den Rand.

„Ich heiße Thomas Gloos,“ sagte er und schaute Espel lauernd an.

„Oskar Espel,“ murmelte der Buchhalter.

Der Hagere stieß mit seinem Krug leicht an den zweiten und trank dann das Bier in langen Zügen hastig hinunter.

Der kalte Trunk reizte seine Kehle. Er hustete; es klang trocken und hohl.

Oskar nahm einen kleinen Schluck und senkte die Hand langsam abwärts.

Es kam ihm alles so unwirklich vor — als träume er wieder. Da begann Gloos: „Sie sind wahrscheinlich Beamter?“

„Ich bin Buchhalter.“ Da mußte er an Liesel denken, die auf ihn wartete; in letzter Zeit war er meist pünktlich heimgekommen.

Warum saß er jetzt mit dem Fremden hier? Was wollte der von ihm?

Gloos trank wieder; das Bier und das lebhafte Getriebe schien ihn munter zu stimmen.

„Ich hätte Sie für einen Beamten gehalten. Wo sind Sie denn Buchhalter?“

„Bei einem Anwalt.“

„So! Da könnte man ja gleich einen Verteidiger haben, wenn man einen nötig hätte. Ich brauche aber keinen. Nicht, daß Sie etwa meinen, ich müßte einen haben.“

Espel runzelte die Stirn. Hatte der Mensch etwa seine verrückten Gedanken von neulich erraten und wollte ihn jetzt damit hänseln?

„Warum soll ich meinen, daß Sie einen Verteidiger brauchen?“ entgegnete er ernst und blickte den Friseur an.

Der machte mit der Hand eine Halbkreisbewegung in den Saal hinein. „Da herein kommt mancher, der einen Verteidiger braucht.“

Er trank den Krug leer und schob ihn der Kellnerin zu, die eben vorüberging.

„Wissen Sie," sagte er dann wichtigtuend, „hier kommt allerhand Volk zusammen aus der Stadt und von auswärts. Da drüben ist ja gleich der Bahnhof. Da wird mancherlei ausgemacht und abgekartet, was nicht jeder wissen dürfte."

Sie schauten beide eine Weile in den Dunst, in dem die Gestalten wie Nebelbilder verschwammen.

„Es ist auch oft verdeckte Polizei da."

Gloos hatte es vertraulich — halb hinter der Hand — über den Tisch geflüstert.

Er wartete.

Dann schaute er an dem Buchhalter vorbei und zog den wiedergefüllten Krug an sich. „Mich wundert's, daß sie da herin nicht dem Mord nachgehen."

Oskar sah ihn an. „Welchem Mord?"

„Draußen auf der Wiese hat man doch einen umgebracht."

„Wer sollte denn hier was von dem Mord wissen?"

„Da herin gibt's allerhand Leut. Solche und andere."

Der Friseur zwinkerte mit den Augen und senkte die Stimme noch mehr. „Ich kann mir schon vorstellen, daß da herin einer sitzen könnt, der mehr davon weiß als die Polizei."

Espel beobachtete ein sonderbares Lächeln an dem langen Menschen.

Gloos trank wieder, hustete, wartete einen Augenblick und begann dann geheimnisvoll: „Sehen Sie, wir Friseure hören so allerlei im Geschäft. Da macht man sich dann oft allerhand Gedanken. Wenn keine Kunden da sind, reimt man sich solche Reden zusammen und denkt sich, es könnte so oder so gewesen sein."

Er nahm wieder einen Zug aus dem Krug und wischte sich den Mund mit dem Handrücken.

Jetzt trank auch Oskar mehrere kleine Schlücke. „Was haben Sie sich über den Fall ausgedacht?"

„Sehen Sie, ich hab' mir das so zusammen gesponnen. Es ist unterhaltlich, wenn man allein ist. Und wenn man Phantasie dazu hat. Die hab' ich."

Er wendete den Blick nach der Wand.

„Da kommt so ein fremder junger Mensch vom Land herein in die Stadt. Einer, der sich hier noch gar nicht auskennt. Der vielleicht Arbeit suchen will. Oder sonst was. Abend ist's auch schon, wie er ankommt. Da sieht er das beleuchtete Lokal. Und die vielen Menschen, die hinein gehen. Das lockt ihn an, und er geht hinein. Nun setzt er sich her, weil er meint, er hört vielleicht was von einer Arbeit, oder wo er ein billiges Nachtquartier findet. So setzt er sich in einen Winkel, so wie wir jetzt dasitzen. Und weil er nicht weiß, ob er bald Arbeit findet, und was das Leben kostet in der Stadt, zählt er sein Geld. Die Brieftasche nimmt er heraus und zählt sein Geld ..."

Gloos redete sich so in seine Phantasie hinein, daß er mit der linken Hand in die rechte Brusttasche griff, seine Brieftasche herausholte und vor sich auf den Tisch legte.

Dem Buchhalter lief ein geheimes Grauen über den Rücken; es gab also noch mehr Menschen, die sich solche Hirngespinste machten wie er.

Einen Augenblick dachte er: „Wenn das keine Hirngespinste wären? Was dann ...?"

Mit einer jähen Handbewegung scheuchte er den törichten Gedanken von sich.

„Was haben Sie denn?" fragte der Friseur.

„Nichts! Gar nichts."

Gloos starrt seine Brieftasche an. „Nehmen Sie an,

da wären viele Banknoten drin — auch größere — Fünfziger, sagen wir — vielleicht sogar ein paar Hunderter. Er kann sich ja etwas erspart haben. Vielleicht war er auch erst in seiner Heimat und hat sich dort Geld geholt."

„Nein," sagt der Buchhalter, „in seiner Heimat war er nicht — schon lange nicht mehr. Das weiß man ja von seiner alten Mutter."

„Sie haben recht, das weiß man ja von seiner alten Mutter."

Da senkt der Friseur den Kopf; sein Gesicht verändert sich. „Es muß hart sein für die alte Mutter, die ihren Sohn so verlieren muß."

Der Buchhalter saß erschüttert da und sah den Menschen verständnislos an.

Der faßte sich wieder und sagte verwirrt: „Ich bin nicht recht gesund. Da hat man hier und da so einen Schwächeanfall. Ich bin nicht fest auf der Brust. Ich muß heim. Es ist Zeit. Wir müssen früh heraus. Adieu!"

Er streckt flüchtig eine eiskalte Hand herüber, greift nach dem Hut und eilt fort.

Unterwegs trifft er auf die Kellnerin, bezahlt sie rasch und geht hinaus.

Jetzt ist der Buchhalter allein. Er stützt den Kopf auf beide Arme und stöhnt unter einer furchtbaren Last, die ihm diese Stunde auf die Seele gelegt hat.

Als Espel am nächsten Mittag von der Kanzlei heimkam, traf er die Schwiegermutter in der Wohnung. Beide Frauen saßen in der Küche.

Die Schwiegermutter war sehr gesprächig. „Ah, da sind Sie ja, Sie Oberdetektiv!" begrüßte ihn die Sekretärin und zeigte auf einen kleinen goldgelben Butterballen, der auf dem Tisch lag. „Was sagen Sie dazu?"

Verwundert betrachtete er das Geschenk. „Das ist ja wohl Bauernbutter."

„Das will ich meinen. Wir haben auch einen solchen Ballen. Es waren zwei. Einen hab' ich euch gebracht, weil Sie gewissermaßen auch daran beteiligt sind, daß die zwei Butterballen zu uns ins Haus gekommen sind."

„Das verstehe ich nicht."

„Sie werden es gleich begreifen." Frau Wolperts ging an den Herd, schob den Suppentiegel vom Feuer, der nach ihrer Meinung zu stark brodelte, und setzte sich, indes Liesel den Tisch deckte.

Da es herbstlich kühl zu werden begann, blieb man in der Küche.

Die junge Frau stellte auch vor ihre Mutter einen Teller, den diese erst leise wegrückte, dann aber, weil sich ihr Schwiegersohn heute so nett benahm, wieder heranzog.

Sie mußte ja schon bleiben wegen der wichtigen Nachrichten, die sie gehört hatte.

„Ich hab' selber gar nicht mehr daran gedacht," erzählte sie, während man aß, „daß wir Verwandte in Segeltshausen haben. Das heißt, ich hab' Verwandte dort. Eine Schwester von meiner Großmutter väterlicherseits hat dorthin geheiratet. Und ihr Sohn hat dann auch wieder dort geheiratet. Gloos heißen die Leute."

„Wie heißen sie?" fragte der Buchhalter erregt und ließ den Löffel fallen. Er fuhr auf und rannte aus dem Zimmer.

Liesel erblaßte über den unerklärlichen Auftritt.

Frau Wolperts hob den Löffel auf, spülte ihn an dem Küchenbrunnen und steckte ihn wieder in die Suppe.

„So!" sagte sie dann zornig. „Jetzt hab' ich aber genug."

Sie stand auf, schlang die Bänder ihres Hutes unter

dem Kinn zu einer Schleife und schaute in den kleinen Küchenspiegel.

Liesel hatte sich erhoben. Ihr zitterten die Knie. Sie wußte nicht, was sie zuerst tun sollte, ob ihrem Mann nacheilen oder ihre Mutter beruhigen, die sie gut genug kannte, um zu wissen, daß jetzt etwas Schlimmes bevorstand.

Da kam Oskar zurück.

Er war in das Wohnzimmer hinübergerannt und hatte dort das Fenster aufgerissen. Die kalte Luft, die hereindrang, brachte ihn zu sich.

„Um Himmels willen, nur jetzt Ruhe!" murmelte er. Sonst wurde auch Liesel mit in das Unheil hineingerissen, und alles war verloren.

So kam er zurück, weiß im Gesicht, aber äußerlich gefaßt.

„Verzeihen Sie, Schwiegermutter!" sagte er. „Ich war so aufgeregt. Ich bin so erschrocken."

„Was hat Sie denn so aufgeregt? Was denn? Daß ich euch die Butter gebracht habe? Daß die Butter von Segeltshausen ist? Daß ich in Segeltshausen eine Base hab'? Daß diese Base Gloos hierher gekommen ist und mir die Butter gebracht hat?"

Sie ging ein paarmal in der Küche hin und her, blieb vor ihm stehen und sagte ruhig: „Sie sind verrückt!"

„Mutter!" bat Liesel und griff nach ihrem Arm.

Espel stand unbeweglich. Der erste Schreck war vorüber; still und gefaßt erwartete er, was nun noch kam.

„Die vertrackte Mordgeschichte ist schuld daran," sagte Frau Wolperts. „Andere Mütter wollen eben früher nach ihren Kindern sehen als das arme Weib, dem sie da drunten ihren Sohn umgebracht haben. Die ist zu spät

gekommen. Aber meine Base ist eine kluge Frau. Sie sorgt vor. Sie geht, solange sie noch rechtzeitig kommt. Ihr Sohn Thomas, der Friseurgehilfe ist, hat ihr vor ein paar Wochen geschrieben, daß er hierher gekommen ist, um hier Arbeit zu suchen. Seitdem hat sie nichts mehr von ihm gehört. Jetzt, wo sie die Nachricht von dem Mord gelesen hat, ist ihr angst um ihren Thomas geworden. Es wird ihn wohl nicht auch einer umgebracht haben? Aber man kann ja begreifen, wie einer Mutter wird, wenn sie von solchen Dingen hört. Sie möchte wissen, wie es ihm geht. Deshalb ist sie hierher gefahren."

Sie schwieg und schaute von ihrer Tochter zu Oskar, der sich auf einen Küchenstuhl gesetzt hatte und vor sich hin brütete.

Frau Wolperts redete weiter: „In so einem Fall geht man zu Verwandten, wenn man in eine große Stadt kommt. Besonders, wenn man weiß, daß diese Verwandten jemanden in der Familie haben, der selber so halb und halb vom Gericht ist wie mein Herr Schwiegersohn. Denn mein Mann ist ja zu so was nicht zu brauchen. Der verpulvert seinen ganzen Verstand in seiner Schreibstube. Aber von Ihnen hätte ich doch mehr Vernunft erwartet. Ich hätte geglaubt, daß Sie mir die Bitte nicht abschlagen würden, Sie möchten der Base ihren Sohn suchen helfen. Er soll ein braver, anständiger Bursche sein, nur ein wenig schwach auf der Brust."

Oskar trat kalter Schweiß auf die Stirn. „Schwiegermutter, ich will gern der Base ihren Sohn suchen helfen, den Friseurgehilfen Thomas Gloos."

Die Sekretärin sah ihn ruhig an. Er sah so blaß und elend aus, daß ihr Groll sich in Mitleid wandelte. Der arme Kerl mußte wirklich nicht gesund sein.

„Da wäre doch der Spektakel nicht nötig gewesen und

Sie hätten besser, statt sich unnötig so aufzuregen, ein Butterbrot gegessen."

Sie zog den Wecken heran, schnitt drei große Stücke herunter und begann drei Butterbrote zu streichen.

Liesel war so froh, daß sich die Szene wieder friedlich löste; sie nahm ein Butterbrot und reichte es ihrem Mann.

Er nahm es aus ihren Händen und biß ein Stück ab. Aber der Bissen wollte nicht hinunter. Er stand hastig auf und ging hinaus.

„Wenn der so fort macht," flüsterte Frau Wolperts, „wirst du nicht alt bei ihm werden."

Wie sie jedoch Liesels tränengefüllte Augen sah, strich sie ihr gutmütig über die Wangen und murmelte: „Nun ja! Gräm' dich nur nicht ab darüber — vielleicht geht's auch bald wieder anders."

Oskar ging früher als sonst fort und kam vor der Zeit ins Büro. Dort traf er den Rechtsanwalt Doktor Müller, der nach einer langen Verhandlung vom Gericht gekommen war. Einen Augenblick drängte es den Buchhalter, ihm alles anzuvertrauen und ihn um Rat zu bitten.

Als er aber den ernsten Ausdruck im Gesicht des Doktors bemerkte, verlor er den Mut. Wenn er nun zu ihm sagen würde: „Ich soll einer Mutter den Sohn suchen und habe einen Mörder gefunden," dann erhielt er gewiß die Antwort: „Sie müssen den Mörder der Polizei überliefern."

Was dann? — Mußte er das nicht tun? — Da war das alte Mütterchen, Walburga Moorbruch, das forderte sein Recht.

Die Fremden und seine eigenen Angehörigen wollten

von ihm den Sohn, den Vetter, den „braven, anständigen Burschen".

Einen Augenblick drehte sich das Zimmer um ihn; er griff nach einer Stuhllehne.

„Espel," sagte sein Chef, der ihn beobachtet hatte, und legte ihm gütig die Hand auf die Schulter, „Sie sind heute wieder überarbeitet. Es ist ein schöner, heiterer Herbstnachmittag, die Luft ist köstlich. Den Nerven tut das wohl. Ich habe vorhin in einem Gasthof gegessen und heimtelephoniert, daß ich über Mittag nicht heim komme. Ich bleibe hier. Sie können ruhig weg und einen Spaziergang machen. Kommen Sie morgen früh wieder. Gute Erholung!" Oskar wollte ihm entgegnen.

Aber der Anwalt duldete keinen Widerspruch.

So ging er.

Es war ihm wie ein Wink des Schicksals, daß er ein paar Stunden mit sich allein sein konnte.

Rasch verließ er die Stadt und ging auf einsamen Wegen in den Wäldern am Flusse hin durch raschelndes Laub. Die Höhenforste leuchteten bunt. Tiefgrün mit weißen Wellenkämmen schäumten die Bergwasser stadtwärts; schreiende Möwen kreisten über ihren Wirbeln. Hin und wieder glitt ein Floß an ihm vorüber, auf dem stämmige Gebirgler in weißen Hemdärmeln gemächlich saßen und die Ruder hielten.

Es war ruhig und friedlich hier außen, und Espel fühlte umso stärker die Unruhe in seinem Gewissen. Eine Seelenqual war in ihm, als ob er selber eine Untat begangen hätte. Was hatte er getan?

Sich vermessen, einen Mord aufzuhellen, nach dessen Sühne alle Welt schrie!

Weshalb gab ihm das Schicksal, indem es ihm den Täter auslieferte, den Sohn einer armen Mutter, einen

Verwandten, in die Hände, dessen Überführung unendliches Leid über ein Mutterherz, Schande und Zerrüttung in seine eigene Familie, schlimmstes Elend über seine junge Frau brachte? Nie würde ihm seine Schwiegermutter verzeihen können, wenn er d a s vollbrachte. Und er selbst würde nie mehr darüber zur Ruhe kommen.

Liesel würde daran zugrunde gehen — sein hilfloser Schwiegervater verloren sein im Zusammenleben mit der harten, wenn auch wackeren Frau.

Wohin er sah, Verderben und Schuld. S e i n e Schuld! Schuld, wenn er den Mörder verschwieg. Schuld, wenn er ihn preisgab.

Er war auf überhängendes Erdreich getreten, unter dem die Wogen brausten.

Wer da hineinsprang, den rissen die Wellen mit sich fort. Es war gewiß bald vorbei mit ihm. Ihn schwindelte. Kein Mensch würde etwas dahinter finden, wenn man ihn an einem Wehr ertrunken auffischte.

Er könnte verunglückt oder auch in augenblicklicher Geistesstörung hineingesprungen sein.

Seine Schwiegermutter würde gutgläubig als erste seine Sinnesverwirrung bestätigen.

Für eine Minute umschmeichelte ihn der Gedanke, riefen ihn die Wasser, lockte ihn die Sehnsucht nach Ruhe, nach Flucht aus diesem unerträglichen Elend.

Eine Stimme im Innern riß ihn zurück von der winkenden Flut, hinaus auf das sichere Land, in das alte Leid.

Müde und verzagt schlich er eine Weile weiter, bis er eine Bank sah, die zwischen Weiden stand; erschöpft setzte er sich nieder.

Dort saß er stundenlang und schaute, an die morsche Lehne gedrückt, den jagenden Wolken zu, in denen der Herbstwind spielerisch Gestalten schuf und verwischte.

Er legte die Hände ineinander und rang nach Klarheit. —

Allmählich gewann er Macht über den Todesgedanken. Sein Leben gehörte ihm nicht. Um Liesels willen mußte er weiter ringen. Dieser Gedanke beruhigte ihn. Aber dann zog ihn die Vorstellung in neue Wirrnis, daß er noch weniger Recht über ein fremdes Leben besaß, über das er sich Gewalt angemaßt hatte — über jenes des Mörders.

Hier lag eine Schuld. Daran war kein Zweifel. Dadurch beschwor er alles Unheil über sich und seine Familie herauf.

Aber war denn nicht der Ruf an ihn ergangen in jener Nacht? —

Er stand auf, breitete beide Arme aus und atmete tief. Der köstliche Herbsthauch wirkte stärkend und belebend auf ihn. Er scheuchte alles Dunkle, das Herübergreifen geheimnisvoller Mächte in das klare Reich der Vernunft von sich und beschloß, nur mehr noch das gelten zu lassen, was wirklich war und sinnfällig, was deutlich vor ihm lag. Er vergegenwärtigte sich noch einmal die Geschehnisse jener schrecklichen Nacht und prüfte jedes Wort, das er dann in dem Barbierladen mit dem Gehilfen gesprochen. Jedes Wort auch, das er von ihm in dem Bierlokal gehört. Mußte ihn das nicht alles annehmen lassen, daß Thomas Gloos der Mörder sei? Und auch das andere stimmte: der Name, der Stand und die Angabe der Base über seinen Gesundheitszustand. Thomas Gloos war der gesuchte Vetter.

Ob er aber auch wirklich der Mörder war? —

Was hätte Espel darum gegeben, wenn Thomas Gloos die Tat nicht begangen hätte!

Er drehte und deutelte an den Worten, die der arme

Kerl in dem Gastlokal geredet hatte. Nein, so verdächtig das alles auch gewesen war, einen klaren Beweis boten sie doch nicht. Da war noch vieles unklar.

Da fehlte das Letzte, Entscheidende, Faßbare. Vielleicht hatte er nur erzählt, was er selber von einem anderen gehört.

Gewißheit mußte er sich verschaffen um jeden Preis.

Das war der letzte Gedanke seines langen Grübelns.

Er stand auf und wanderte nach der dämmernden Stadt zurück.

Laternen spiegelten ihr Licht im Fluß. Heimkehrende Arbeiter kamen ihm entgegen.

Er schritt geradeswegs nach dem stillen Seitengäßchen, wo der Friseurladen lag.

Als er dort eintrat, fand er den Gehilfen nicht. Während der Inhaber des Geschäftes andere Kunden bediente, entnahm er aus unwilligen Bemerkungen, die der Barbier dabei äußerte, daß sein Gehilfe am Morgen die Stelle verlassen hatte. Seine Mutter sei schwer erkrankt, er müsse sofort heimreisen, habe er gesagt.

Natürlich konnte er den Burschen nicht zurückhalten. Es sei schade um ihn. Er sei ein ordentlicher Arbeiter gewesen, wenn auch ein etwas absonderlicher Kauz und nicht ganz gesund. Aber wenn die Mutter schwer erkrankt sei, müsse er sie wohl aufsuchen.

Ein Kunde sagte: „Wenn's nur auch wahr ist. Die Leute schwindeln oft. Vielleicht steckt ihm ein Mädel im Kopf."

Der Friseur widersprach: „Auf Weiber achtete er nicht. Er schaute keine an. Es wird doch wahr gewesen sein."

„Vielleicht hat er was ausgefressen," bemerkte ein anderer.

„Das glaub' ich nicht. Er war so ruhig."

„Ja, das sind oft die Schlimmsten. Stille Wasser — das kennt man.“

Oskar war so unruhig unter dem Rasieren, daß es dem Barbier auffiel. „Sie haben's wohl eilig?“ fragte er.

Espel nickte. Als der Barbier fertig war, ging der Buchhalter rasch weg.

Gloos war fort; er war heimgegangen. Er war nicht mehr da.

So rasch er konnte, eilte Espel in die Wohnung seiner Schwiegereltern.

Frau Wolperts öffnete ihm und führte ihn ins Wohnzimmer.

Dort saß der Sekretär unter der Lampe auf dem Sofa und neben ihm ein kleines, verschrumpftes Bauernweib, das aufstand und Espel ansah.

Mutteraugen voll Sorge und Hoffnung schauten zu ihm auf.

„Er ist fort! Heute morgen ist er abgereist, zur erkrankten Mutter heim.“

„Aber du bist ja gar nicht krank!“ sagte der Sekretär zur Base.

Frau Wolperts rief: „Man wird ihm eine falsche Nachricht überbracht haben. So was kommt vor. Da ist der gute Mensch gleich heimgefahren.“

Die Alte zappelte um das Sofa herum. Ihre Augen schimmerten feucht.

„Ja, mein Thomas!“

Sie griff zitternd nach verschiedenen Gegenständen, die ihr gehörten, und fragte: „Geht noch ein Zug heut?“

Der Sekretär suchte nach einem Kursbuch.

„Um neun Uhr,“ sagte er dann. Ungeduldig war die Alte seinem Finger gefolgt, der durch die Zeilen des Fahrplans strich.

„Eine halbe Stunde Zeit!“ erwiderte Frau Wolperts.

„Gott sei Dank!“ Die Base ging in die Kammer, wo sie ihre Sachen aufgehoben hatte.

„Sie sind doch ein brauchbarer Mensch, Oskar!“ sagte die Schwiegermutter anerkennend und schob dem Buchhalter ein Stück Wurstbrot und ein kleines Glas mit Bier hin.

Er sah sie dankbar an und leerte das Glas. Er war froh, daß die Base nun die Stadt verließ. Es war ihm, als könnte vorher noch immer das Schlimmste geschehen.

Lange brauchte er auf sie nicht zu warten. Nach wenigen Minuten kam sie zurück in Kopftuch und Jacke, den Lederranzen in der einen, den großen Schirm in der anderen Hand.

Dann machten sie sich zu dritt auf den Weg. Der Sekretär blieb daheim. Oskar sollte die Fahrkarte besorgen und der Base einen Platz sichern.

Frau Wolperts ging plaudernd neben der unbeholfen marschierenden und doch vorwärtsdrängenden Base her.

Der Buchhalter eilte voraus. Ihm klopfte das Herz; er spähte in die Nacht, an jedem Eck gewärtig, eine lange, schlotternde Gestalt um das nächste Haus biegen zu sehen.

Auf dem Bahnhof ging es noch lebhaft zu. Späte Reisende kamen. Wandervögel eilten davon. Surren und Summen. Pfiffe schrillten, und dumpfes Brausen der Lokomotiven klang.

Die Sekretärin brachte die Base Gloos in einem matterleuchteten Wagen unter. Die Bäuerin sagte nur mit halber Stimme Adieu und war schon im Geist daheim, wo an der Schwelle des kleinen Bauernhäuschens ihr Thomas sie erwarten würde.

Ein Wink — ein Ruck — der Zug rollte aus der rotglühenden Glashalle hinaus in die Nacht.

Oskar ging still und abgespannt neben seiner Schwiegermutter her, die jetzt auch verstummt war.

An einer Straßenkreuzung trennten sie sich. Er hatte ihr angeboten, sie heimzubegleiten.

„Mich stiehlt niemand," gab sie ihm lachend zur Antwort, reichte ihm freundlich die Hand und schaute ihm noch einmal nach, während er seiner Wohnung zuschritt.

Sie war heute zufrieden mit ihm, weil er der Base einen guten Dienst getan hatte.

Obwohl es spät geworden war und Liesel gewiß sehnsüchtig wartete, ging Oskar doch langsam weiter. Ihm war so wohl zumute, daß er mit einem gewissen Behagen dahinschlenderte.

Alle Unruhe und Sorge waren vorbei; Friede war um ihn und in ihm.

Liesel, die aus dem Fenster sah, als er kam, hörte freudig seine kurze Mitteilung, daß er den Vetter ausgemittelt habe, daß dieser heimgereist sei, und daß die alte Base ihm sofort nachgefahren wäre.

Sie saßen schweigend noch eine Weile beisammen und gingen dann bald zu Bette.

Ruhig und zufrieden schliefen sie beide diese Nacht.

Die Berichte über den Mord waren aus den Spalten der Zeitungen verschwunden. Menschen in der Stadt haben ein kurzes Gedächtnis.

Die alte Witwe Walburga Moorbruch von Niederwaldbach blieb bei den Leuten, die sie aufgenommen; in ihrer Heimat war ja niemand, der sich um sie gekümmert hätte. Hier störte die anspruchslose, stille Frau nicht, die den ganzen Tag in ihrem Stübchen vor sich hin brütete und nur, wenn das Wetter es irgendwie

erlaubte, auf den Friedhof zu dem kleinen Hügel ging, unter dem ihr Sohn lag.

Die Familie Espel erlebte nun hellere Tage. Oskar arbeitete eifrig und fand in seiner Tätigkeit Vergessenheit des Gewesenen und die Ermüdung für einen ungestörten Schlaf. Liesel schaffte froh und rührig im Haushalt. Hie und da kam ihre Mutter, tadelte dies und jenes scharfäugig und spitzmäulig und glich, wie das so ihre Art war, die schroffen Bemerkungen durch allerlei kleine Dienste aus.

Sie war seit dem letzten Vorfall besser auf ihren Schwiegersohn zu sprechen und litt es sogar, daß der Sekretär hie und da die jungen Leutchen besuchen durfte.

Eines Mittags, als Oskar heimkam, fand er ein dickes Kuvert. Er war hungrig und beachtete das Päckchen nicht, um schnell zu Tisch zu kommen. Die Suppe dampfte einladend.

Nach dem Essen plauderten beide über dies und das. Denn auch Liesel hatte den Brief vergessen, den ein Junge vormittags abgegeben.

Erst beim Fortgehen sah Espel das Päckchen wieder und steckte es zu sich. Er wollte es unterwegs öffnen.

Als er es auf der Straße aufbrach, kam ein zweites verschlossenes Kuvert zum Vorschein, um das ein beschriebener Zettel gelegt war.

Auf diesem standen in unbeholfener Schrift mit schlechter Tinte die Worte: „Tun Sie damit, was Sie für recht halten. Ich will von allem los sein."

Unwillkürlich erschrak Espel und brachte es nicht gleich über sich, den zweiten Umschlag zu öffnen.

Er steckte Zettel und Brief wieder in die Manteltasche und betrat unruhig und aus seinem Frieden gestört die Kanzlei.

Dort ging es den ganzen Nachmittag so lebhaft zu, daß er zunächst keine Zeit fand, sich mit den rätselhaften Papieren zu beschäftigen. Aber die Unsicherheit verließ ihn nicht und durchkreuzte alle seine Arbeiten so, daß er sich zusammennehmen mußte, um seine Arbeit nicht fehlerhaft zu machen.

Endlich konnte er sich nicht mehr bemeistern; er nahm die Papierschere und trennte mit einem Schnitt den Rand des Umschlages los.

Mit zitternden Fingern zog er eine Reihe verschiedener Schriften hervor, dazwischen ein drittes kleineres Kuvert, das nicht zugeklebt war.

Unter den Papieren fiel ihm zuerst das Arbeitsbuch des Sattlergehilfen Franz Moorbruch von Niederwald-bach in die Hände; auch die übrigen Schriftstücke waren solche, die offenbar ihm gehört hatten. Er fand da ein paar Ansichtskarten, die Bekannte geschrieben hatten, einige lose Zeugnisse, ein Krankheitsattest und einen alten, sehr zerlesenen und beschmutzten Brief seiner Mutter, in dem eine verblaßte Photographie von ihr lag.

Oskar steckte das Bild wieder in den Brief und griff nach dem dritten kleinen Umschlag. Der enthielt ein paar größere und viele kleine Banknoten; im ganzen vier-hundertfünfzig Mark. Das war offenbar dem Ermor-deten geraubt worden. Das Geld hatte der Täter mög-licherweise erst später wieder auf den ursprünglichen Be-trag ergänzt. Dafür sprachen die vielen kleinen Scheine.

Auf der Rückseite des abgegriffenen Briefes der Mutter und an der Vorderseite des Arbeitsbuches, die beide zusammen die äußeren Bestandteile des Päckchens bildeten, sah man deutliche Abdrücke blutbefleckter Finger.

Ein Schauer überlief Espel; er schob alles zusammen mit einer hastigen Bewegung heftig von sich in die

dunkelste Ecke seines Schreibtisches unter das darüber angebrachte Büchergestell.

Sein Kopf glühte.

Was da vor ihm lag, war der Inhalt der ausgeplünderten Brieftasche Franz Moorbruchs gewesen.

Der Täter, der sich auffallenderweise nicht früher von den Papieren befreit hatte, schickte ihm nun den gefährlichen und quälenden Besitz. Er wollte offenbar nicht länger Überführungsgegenstände bei sich tragen, die er doch nicht zu vernichten wagte.

„Tun Sie damit, was Sie für recht halten! Ich will von allem los sein."

Er wollte mit dem Verbrechen nichts mehr zu tun haben und glaubte sich umso leichter von aller Schuld zu befreien, wenn er auch das Geld herausgab und — was er anscheinend getan hatte — davon Verbrauchtes ersetzte.

Er befand sich demnach jetzt wohl in einer Lebenslage, in der er sich bis zu einem gewissen Grade sicher fühlte. Da gab er die Zeugen seiner Tat in andere Hände und schob sie Espel zu.

Also mußte er ihn kennen. Er mußte nach ihrer letzten Zusammenkunft in dem Bierlokal, wo er den Namen des Buchhalters gehört hatte, ihm nachgeforscht und seine Wohnung ermittelt haben.

Oskar zitterte bei dem Gedanken, daß der Mörder vielleicht an seiner Türe gewesen war, daß er beinahe seine Schwelle überschritten und mit Liesel gesprochen hätte.

Warum gab der Unselige gerade ihm all das in die Hand? —

Wenn das erwachte Reuegefühl es dem Mörder unmöglich machte, die Papiere zu vernichten und das Geld zu behalten, warum schickte er dann nicht beides ohne Namen an die Polizei? Es wäre möglich gewesen, ohne

jede verräterische Spur, ohne einen Buchstaben von seiner Hand, das Ganze in den Briefkasten irgend einer Polizeistation zu werfen.

Fürchtete der von seiner Tat Verängstigte, dabei beobachtet und festgehalten oder doch später von irgend einem Lauscher wiedererkannt zu werden? —

Nein, die Gefahr lag so ferne, daß sie ihm bei seiner Handlung kaum vorgeschwebt haben könnte. Es mußte etwas anderes sein, das ihn dazu getrieben hatte. Er suchte Vertrauen, wollte einen Menschen haben, der um seine Tat wußte und nun darüber verfügen sollte. Er wollte den einzigen, der sein Verbrechen kannte, zum Mitträger seiner Schuld machen, wollte sich entlasten, indem er einen zweiten mit in sein Geheimnis zog und vielleicht zum Richter über sich aufstellte.

„Tun Sie damit, was Sie für recht halten! Ich will von allem los sein."

Ganz und gar gab er sich in Oskars Hand. „Du richte über mich! Was ich dir noch in meinen Worten an Lücken über meine Schuld gelassen, die Beweise bannen den letzten Zweifel. Tu du damit, was du für recht hältst! Ich will von allem los sein. Wenn du nichts gegen mich unternimmst — und darauf baue ich — dann bin ich frei. Alle Schuld liegt dann wie eine eigene auf deinem Gewissen. Trage sie! Entscheide! Ich will sie los sein."

Furchtbar bedrückte diese Erkenntnis Oskars verängstigtes Gemüt. Ihn hatte der Ermordete zum Zeugen, zum Rächer der Tat aufgerufen. Ihn rief nun auch der Mörder. Wie ein Richter stand er zwischen ihnen. Er sollte entscheiden. Und er wußte, daß er sich nicht entscheiden konnte.

Liesel, seine ganze Familie, der Täter, dessen Mutter — alle waren sie in seine Hand gegeben. Er konnte

unendliches Unheil verhüten, aber er konnte es auch heraufbeschwören.

Verzweifelt schaute er auf. Da fiel sein Blick durch die offen stehende Türe, die zum Arbeitszimmer seines Chefs führte, auf ein Bild, das dort an der Wand hing. Darauf war die Gerechtigkeit dargestellt, eine aufrechtstehende Frau, in der einen Hand die Wage, in der anderen das Schwert. Vor ihr auf den Knien lag ein Schuldiger und barg das Haupt zu ihren Füßen. Sie trug die Binde vor den Augen und sah sein Flehen nicht, durfte es nicht sehen.

Es gab doch nur einen Weg, dachte Espel. Er mußte zur Polizei gehen oder zur Staatsanwaltschaft. Und was mußte er dort sagen?

„Mein Vetter, der Friseurgehilfe Thomas Gloos von Segeltshausen, hat den Sattler Franz Moorbruch von Niederwaldbach ermordet und beraubt, er hat es mir durch untrügliche Worte und Gebärden so gut wie gestanden. Er hat mir auch Schriftstücke und ein Bild geschickt, alles, was er dem Getöteten genommen hat."

Wie aber, wenn es nicht Gloos war, der ihm diese Beweise übersandte? —

Liesel hatte nur nebenher erwähnt, ein fremder Junge hätte ein Päckchen abgegeben. Der war offenbar von dem Übersender heraufgeschickt worden, der selbst nicht an die Türe kommen wollte. Vielleicht war es doch ein dritter gewesen.

Warum aber sollte ein dritter ihm die Sachen geschickt haben?

Espel grübelte weiter. Vielleicht deshalb, weil ich der einzige Zeuge gewesen bin und als solcher in der Zeitung genannt war.

Einen Augenblick blendete ihn dieser Gedanke. Aber

doch nur vorübergehend. Er hielt bei ruhiger Überlegung nicht stand. Espel erinnerte sich an das Gespräch im Bierlokal. Gloos war der Täter — er hatte ihm auch das Päckchen ins Haus geschickt. Gloos, der ihm schon einmal einen Teil seines Geständnisses abgelegt hatte, vollendete es jetzt und wollte haben, daß er die Tat richten solle, daß er sie bewahre und vergebe.

Da kam der Rechtsanwalt aus seinem Zimmer und legte ein Kärtchen auf Espels Tisch. „Vielleicht interessiert Sie das. Ich habe keine Zeit dazu und kenne es auch schon."

Mit einer raschen Handbewegung hatte Oskar, ehe der Chef seinen Tisch erreichte, den Inhalt des Päckchens in die offene Schublade gebracht.

Nachdem Doktor Müller gegangen war, empfand er dieses Tun beschämend.

Hatte er nicht damit schon geurteilt? — War er nicht zum Hehler geworden?

Das Eigentum Franz Moorbruchs lag in seiner Tischschublade.

Wenn er in diesem Augenblick einem Schlaganfall erlag, und man fand die Papiere in seinem Tisch, stand er dann nicht als Mitwisser des Verbrechens da?

Heiße Blutwellen strömten aus seinem Herzen in sein Gehirn.

Wieder streifte sein Blick das Bild im Zimmer des Rechtsanwalts. Die Gerechtigkeit wählte nicht. Schuld wog vor ihr schwerer als alles andere.

Oskar nahm das Kartenblatt auf, das ihm Doktor Müller eben hingelegt hatte.

Es war eine Einladung zu einem Vortrag für heute abend. Professor Dirr sprach über „Schuld und Sühne".

Espel atmete auf. In schweren Zweifeln ringend, bot sich ihm zufällig die Möglichkeit, einen bedeutenden Mann über eine schwere Frage sprechen zu hören.

Zufall? — War es nicht ein Wink des Schicksals? — Abermals las er die Worte „Schuld und Sühne".

Er wollte hören, was der Mann ihm zu sagen hatte. Denn für ihn sprach er heute. Kein anderer Hörer würde so mit der flehendsten Inbrunst einer gefolterten Seele jedem Wort lauschen, um vielleicht einen Entschluß zu finden, den er zur Tat machen konnte.

Sein leicht erregbares Wesen empfand es wie einen Wink; er hoffte dort Klarheit zu erlangen über sich selbst.

Rasch entschlossen stieß er das Schubfach zu, sperrte ab und steckte den Schlüssel ein.

Bis morgen sollten die Zeugen einer Schuld in der Lade liegen. Zuvor wollte er hören, wie ein Kundiger sich zu Schuld und Sühne verhielt.

Durch ein Fräulein, das im Büro arbeitete, und das nicht weit von ihm wohnte, ließ er seiner Frau sagen, der Rechtsanwalt habe ihm eine Karte zu einem Vortrag geschenkt, den er hören wolle. Liesel möge ihn deshalb nicht zum Abendessen erwarten. Nach diesem Entschluß wurde er ruhiger und arbeitete bis gegen acht Uhr. Dann suchte er das Gebäude auf, in dem der Vortrag stattfand.

Der Saal war gut besetzt. Espel erkannte eine Reihe von Anwälten; auch Richter und Staatsanwälte; vor allem aber waren viele junge, noch im Studium begriffene Leute da. Professor Dirrs Name hatte in diesen Kreisen einen guten Klang. Er war ein Mann, der seine eigenen Wege ging. Wenn er auch nicht zu denen gehörte, die kritiklos dem Staat das Recht absprachen, mit Urteil und Verfügung über Leben und Tod begangenes Unrecht

zu sühnen, so wollte er doch die jeweilige Lage berücksichtigt wissen. Verbrecher, die sich nach Anlage und Tun als unbrauchbare Glieder der Gesellschaft herausgestellt hatten, sollten ihre Strafe finden. Andere aber, die vom Taumel einer Verirrung erfaßt worden waren, wünschte er dem Schaffen zurückgegeben. So gipfelte sein Vortrag in dem Gedanken auf den Segen der Arbeit. Die stellte er über alles; in ihr sollte Entsühnung und Wiedervergeltung gefunden werden. Arbeit galt ihm als Besserungsmittel für Jugendliche überhaupt. Nur rettungslos Vertierte sollten davon ausgenommen sein. Arbeit war ihm das Schild, das auch alle jene Erwachsenen zu decken vermochte, die sie nicht von jeher gemieden hatten.

Seine Ausführungen fanden Beifall. Allerdings hielten ihm dann die Anhänger des undurchbrochenen Strafprinzips entgegen, seine Theorie leide an dem bedenklichen Mangel, daß sie mit der unsicher zu treffenden Unterscheidung zwischen Arbeitswilligen und solchen, die sich vor ihr scheuten, Irrtümern, Fehlgriffen und der Willkür Tür und Tor öffne.

Aber er suchte den Nachweis zu führen, daß es überhaupt keine menschliche Einrichtung ohne Mängel gäbe, und daß man durch Erfahrung und Gewissenhaftigkeit allzu schlimme Mißgriffe fernhalten könne. Jeder, der sich nachträglich noch als arbeitstüchtig erweise, müßte aus dem Gefängnis entlassen werden.

„Und was soll mit dem geschehen, der geköpft worden ist?“ rief jemand.

Ein höhnisches Lachen erklang.

Der Vortragende antwortete: „Ich will hier nicht zur Todesstrafe sprechen. Über ein Menschenleben darf nur entscheiden, wer es völlig kennt.“

In der dunkelsten Ecke des Saales stand Espel.

Licht und Hoffnung fiel aus diesen Worten in seine Qual.

Er wartete nach dem Vortrag lange vor dem Saalgebäude auf den Professor und ging hinter ihm, als er mit ein paar Herren aus dem Gebäude trat.

Ungeduldig folgte ihm Oskar Schritt für Schritt und wartete, ob sich nicht die Begleiter von dem Professor trennen würden.

Endlich bogen die übrigen in Seitenwege ab.

Da trat Espel an Dirr heran.

„Verzeihen Sie, Herr Professor! Würden Sie mir als Besucher Ihres Vortrags eine Unterredung gestatten?"

Dirr blieb stehen und betrachtete den bleichen Menschen aufmerksam.

„Gern. Wollen Sie mit mir kommen?"

Der Buchhalter dachte an seine Frau. Aber dann entschloß er sich. Die Unruhe einer Nacht konnte ihr den Frieden ihres Lebens, der auf dem Spiele stand, sichern. Dankend stimmte er zu.

Es war ein ziemlicher Weg, den sie zurücklegen mußten, bis sie an das Haus des Gelehrten kamen. Professor Dirr schloß auf und führte seinen Gast in ein kleines, bücherumstelltes Zimmer.

Dann trat er an einen Wandschrank, nahm zwei Gläser heraus, füllte sie mit Wein und stellte je eines vor den Besucher und sich.

„Zum Gruß!" sagte er, hob das seine, nahm einen Schluck und wartete, bis ihm Espel Bescheid gab.

„Wollen Sie nun sprechen?" fragte Dirr ermunternd und betrachtete Espel prüfend.

Oskar begann zu erzählen. Er schilderte alles, was er erlebt hatte — von der Mordtat auf dem Wiesenweg bis zur Sichtung des Päckchens.

Nun schwieg er. Der Professor griff nach dem Glas und trank langsam.

„Nun," begann er dann ernst, „nun tragen wir an der Schuld zu dreien."

Oskar blickte erschrocken auf.

„Daran dachte ich bei meiner Bitte um Ihren Rat gar nicht."

„Es soll Sie auch nicht weiter beunruhigen. Ich trage sie mit."

Er stand auf und ging an das Fenster.

Einige Minuten vergaß er den ungeduldig Wartenden. Dirr erinnerte sich an viele Menschen, die er in Schuld und Leid verstrickt kennengelernt; er war lange als Arzt im Leben gestanden, und war in Gefängnissen, Irrenhäusern, Krankenanstalten tätig gewesen. Dann, als er wirtschaftlich und im Innersten frei geworden war, hatte er sich allgemeinen Menschheitsfragen zugewendet.

Nun trat er wieder an den Tisch zurück.

„Er wird zu Ihnen kommen," sagte er bestimmt.

Oskar sah erstaunt auf.

„Er wird zu Ihnen kommen," wiederholte Dirr. „Dann führen Sie ihn zu mir und bringen Sie mit, was er Ihnen gesendet hat. Wir wollen dann die Frage zu lösen suchen."

Espel ging unbefriedigt fort. Er konnte nicht sagen, was er erwartet hatte, aber er war ebenso unglücklich wie vorher.

Im tiefsten Grunde des Herzens, wenn es ihm auch nicht völlig klar vor Augen stand, hatte er doch gehofft, der Professor würde aller Qual ein Ende bereiten und Schweigen gutheißen. So wies er ihn den Weg zu weiterer Unruhe, Ungewißheit und erneuter Qual.

Woraus folgerte Dirr, daß Gloos zu Oskar kommen würde? — Aus der Angst des schlechten Gewissens, das hinterher den vertrauensvollen Schritt bereute und sich überzeugen wollte, ob ihn der Wissende nun nicht doch auslieferte. Sollte er kommen, um zu erfahren, was Espel mit den verräterischen Papieren getan habe? Oder von dem Gefühl getrieben, das alle zueinander führt, die ein Band bindet, sei es nun Liebe oder Schuld?

Im Innersten unfrei und im Gemüt schwer belastet kam Oskar spät heim und machte seiner Frau, die ihn still, ohne Vorwurf empfing, das Herz bang durch sein übermüdetes Aussehen.

Doch schlief er schnell und tief. Träume quälten ihn in dieser Nacht nicht. Die junge Frau lauschte eine Zeitlang seinen Atemzügen, beruhigte sich dann allmählich und träumte von einem Bergaufstieg. Wenn sie den Gipfel vor sich glaubten, taten sich an einer Biegung Abgründe auf, die erst überquert werden mußten. Oskar, der vor ihr her schritt, blickte nach ihr um. Sie sah sein Auge dicht vor sich. „Oben ist Licht!“ sagte er.

Dann senkte der Traumgott mitleidig seine Schleier über die täuschenden Bilder und gab ihr den Schlummer ohne Schauen und Fühlen.

(Fortsetzung folgt.)

# Von der Zauberlaterne zum Kino

Von Ottomar P. Geyer / Mit 22 Bildern

Kientopp — Flimmerkiste! Die breite Masse hat ihm diese Spottnamen mit ihrem derben Witz angehängt, und ehrliche Eiferer haben in spaltenlangen Abhandlungen ihr Verdammungsurteil der Welt gepredigt. Aber seiner Herrschaft hat das keinen Abbruch getan. Und das ist kein Wunder! Ein uralter Traum der Menschheit — die flüchtige Bewegung für die Dauer getreu festzuhalten — ist im Kinematographen verwirklicht, und was ihm heute noch mit Recht vorgeworfen wird, das geht ausschließlich zu Lasten jener Unausrottbaren, die sich aus der Befriedigung der Masseninstinkte zu bereichern suchen. Kaum jemals ist eine der großartigsten Erfindungen so übel von der Spekulationssucht mißbraucht worden wie das Kino.

Höchst bescheidener Herkunft waren seine Vorfahren: der Kreisel und die Laterne, auch Ölfunzel genannt. Aber als es erst aus den Kinderschuhen war, haben ihm zwei wichtige Faktoren — Licht und Bewegung — die Bewunderung der Menge verschafft.

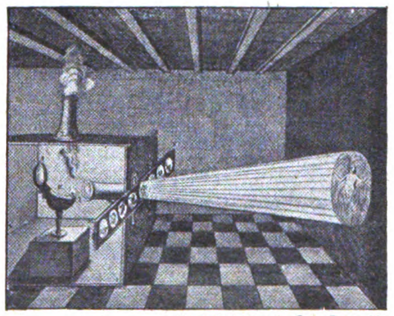
Die Laternen des Mittelalters hatten Scheiben aus dünngeschabtem Horn, die man später nach der kunstfrohen Art jener Zeit mit Reliefschnitzereien verzierte. Natürlich warfen solche dickeren Stellen entsprechende Schatten an die Wand, und schon frühzeitig benützten findig-windige Gesellen diese Tatsache, um abergläubischen Leuten buchstäblich den Teufel an die Wand zu zaubern, wie eine Handschrift aus dem Jahre 1420 (Abb. 1) beweist. Der Neapolitaner Giambattista della

Porta (1538–1615) war der erste, der die wahrscheinlich schon mit einer Linse versehene „Zauberlaterne“ dazu anwendete, Naturobjekte und auch Zeichnungen, sogar bewegliche, einem größeren Zuschauerkreis vorzuführen (Projektion). Immer weitere Verbesserungen wurden an ihr angebracht, so von dem bekannten Athanasius Kircher (1646), der neben den auf die Linse gemalten Bildern (Schattenbildern) auch farbige Bilder auf besonderen Glasplatten verwendete, die Sonne als Lichtquelle benützte und sogar lebende Objekte (Fliegen) in starker Vergrößerung vorführte (Abb. 2). Der dänische Mathematiker Thomas Wal-



Aus Feldhaus, Die Technik.

Abb. 1. Älteste Abbildung einer Zauberlaterne um 1420.



Aus Feldhaus, Die Technik.

Abb. 2. Projektionsapparat nach Walgensten aus A. Kircher 1671.

gensten (1665) gab schon „Reisevorstellungen“ mit der Zauberlaterne; um dieselbe Zeit projizierte der Augsburger Uhrmacher Topffler eine Uhr mit Zifferblatt.

Später lernte man, die Bilder ineinander übergehen zu lassen, indem man abwechselnd zwei Laternen verwendete; diese „Nebelbilder“ bildeten bekanntlich bis zum Aufkommen des Kinos eine der beliebtesten Volksbelustigungen. Weitere Verbesserungen waren das Megaskop für undurchsichtige Bilder (1802 von Charles) und das Skioptikon (1872 von L. Marcy), bis endlich diese „Projektionsapparate“ in dem heutigen Epidiaskop der Firma Zeiß ihre höchste Vollendung erreichten.

Doch die Bewegung fehlte diesen Nebelbildern noch lange. Zwar zeigte schon Walgensten sich drehende Bilder (Windmühlflügel und anderes mehr) und B. H. Ehrenberger aus Hildburghausen (1713) hin und her gehende Bewegungen (Schmied mit Hammer, schaukelnde Knaben). Später ließen die Brüder Enslen lebende Personen auf ihrer Lichtbühne erscheinen, indem sie das Bild der abseits gespielten Handlung mittels Hohlspiegeln zur Linse der Projektionslaterne warfen, und um 1797 narrte der „Zauberer“ Robertson ganz Paris mehrere Jahre lang mit seinen Geistererscheinungen (Abb. 3) in einer Weise, daß die Berichte über ihre Wirkung auf die Zuschauer in den Zeitungen jener Tage höchst schaurig zu lesen sind. Aber Bewegung im kinematographischen Sinne war alles das noch nicht. Die Befruchtung kam der „Wandelbilderkunst“ erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von einer Seite, die letzten Endes auf den Kreisel zurückführt.

Schon in grauer Vorzeit müssen spinnende Frauen bemerkt haben, daß ein schwarzer Fleck auf der Spindel beim raschen Umdrehen derselben sich zu einem grauen

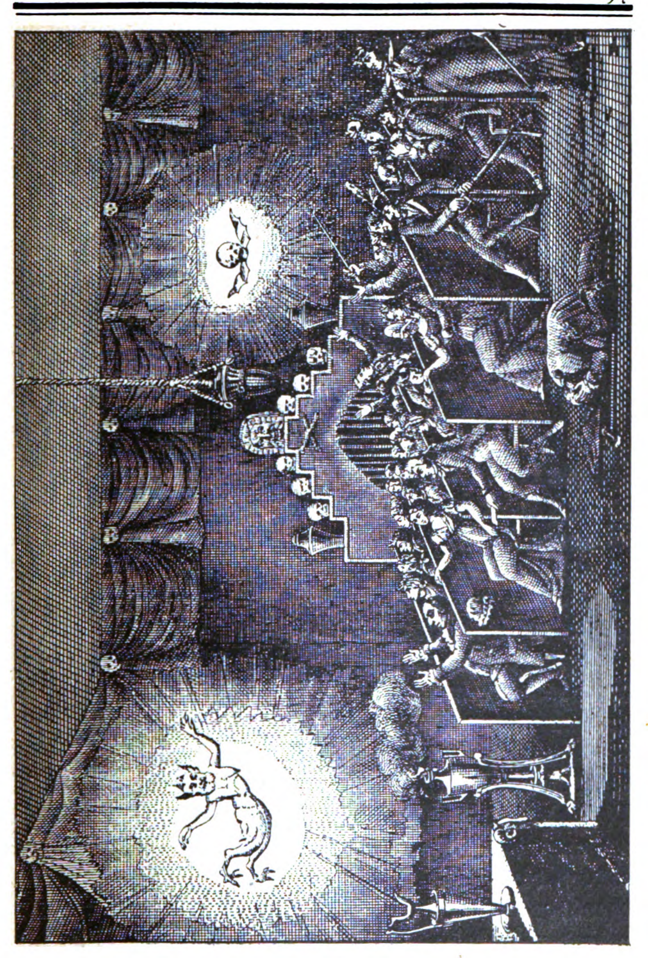


Abb. 3. Vorführung von Geistererscheinungen durch Robertson im Jahre 1797.
Nach einem alten Kupferstich.

Kreis gestaltet. Die Ursache ist die, daß der Eindruck einer Lichtwirkung nach ihrem Aufhören noch ein Weilchen — durchschnittlich $1/15$ Sekunde — im Auge nachdauert. Aus

dem gleichen Grunde vereinigen sich die Speichen eines rasch gedrehten Rades für das Auge zu einer Scheibe und anderes mehr. Aber viele Jahrhunderte lang wußte man mit dieser Erscheinung, die schon Ptolemäos (130 n. Chr.) in seiner „Optik" und später Alhazen, Leonardo da Vinci, Newton, Boyle und andere beschrieben, nichts weiter anzufangen. Erst 1760 erwähnt der holländische Gelehrte Pieter van Musschenbroek den Farbenkreisel, der noch heute als Kinderspielzeug beliebt ist. Aber immer noch handelte es sich hierbei bloß um das Fortrücken (Ortsverlegung) des gleichen Lichteindruckes. Die Verschmelzung zweier verschiedener Bilder zu einem einheitlichen lehrte erst 1825 Fitton in London mit seiner Wunderscheibe (Thaumatrop). Bindet man an ein Papptäfelchen beiderseits einen Faden, so daß man die Scheibe um diese Achse schnell drehen kann, und ist auf ihre eine Fläche ein Käfig, auf die andere ein Vogel gemalt, so scheint beim Herumwirbeln der Vogel im Käfig zu sitzen. Durch den raschen Wechsel vereinigen sich die beiden Zeichnungen zu einem einheitlichen Bild.

Den ersten wichtigen Schritt in der Richtung zum Kinematographen tat um 1829 der Brüsseler Physiker Plateau mit seinem Phänakistoskop (Anorthoskop, Abb. 4). Auf dem Umfang einer Scheibe brachte er Zeichnungen von Lebewesen an, die sich in verschiedenen Zuständen (Phasen) einer fortlaufenden Bewegung befinden. Versetzt man diese Scheibe in rasche Umdrehung und betrachtet die Bilder durch die schmalen Schlitze einer gegenüber auf derselben Achse sitzenden, sich ebenfalls drehenden Scheibe, so scheinen die Figuren eine zusammenhängende Bewegung auszuführen. Von der einen Figur haftet nämlich der Eindruck noch im Auge, wenn bereits die durch den zweiten Spalt gesehene Figur

an ihre Stelle tritt, und so verschmelzen die Phasenbilder zum Eindruck einer fortlaufenden Bewegung. 1832 lehrten Simon Stampfer und Matthias Trentsensky in Wien mit einer einzigen Scheibe auszukommen, indem sie die Schlitze unterhalb der Figuren anbrachten und diese durch die Schlitze in einem Spiegel betrachteten. Sie

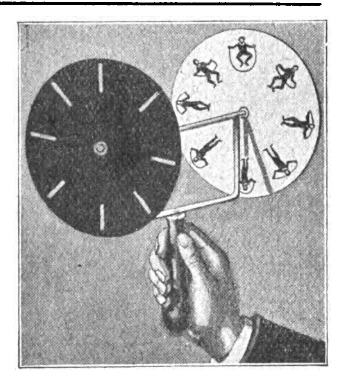


Abb. 4.
Plateaus Phänakistoskop.

erhielten auch auf diese stroboskopische (zootropische) Scheibe (Wunderscheibe, Phantoskop) ein österreichisches Patent, das ihnen aber in Preußen versagt wurde. Im folgenden Jahre gab Horner diesem Stroboskop die Form der Wundertrommel (Zoëtrop, Dädaleum, Abb. 5), die der Optiker King in Bristol bekannt machte. Hier sind die Schlitze in der Wand eines drehbaren Zylinders angebracht, und die Bildstreifen werden unter ihnen eingelegt. Die Betrachtung kann also gleichzeitig durch mehrere Personen erfolgen. Wir kommen auf diese hübsche und lehrreiche Vorrichtung später noch einmal zurück.

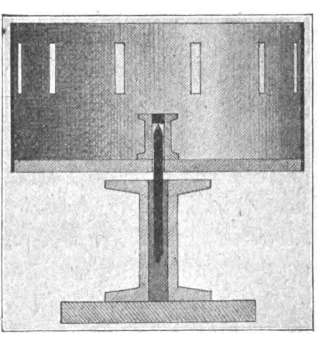


Abb. 5. Wundertrommel von Horner.

Die dunklen Flächen

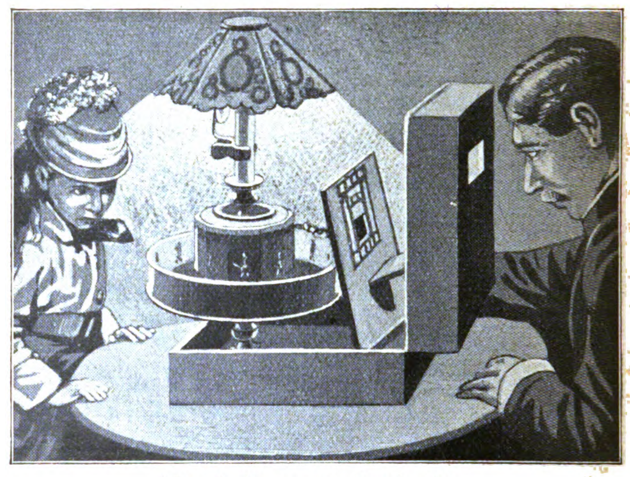


Abb. 6. Reynauds Praxinoskop.

zwischen den Schlitzen schwächen nun begreiflicherweise erheblich die Lichtstärke der Bilder und beeinträchtigen dadurch die Klarheit und Deutlichkeit der Zeichnung. Auch das im Kino oft übel bemerkte Flimmern ist hier schon als Folge der harten Übergänge vom Licht zum Schatten zu beobachten. Um diesen Mängeln abzuhelfen, stellte Reynaud in die Mitte der Trommel so viel kleine Spiegel, als Figuren auf dem Bildstreifen sind, und ließ diese Spiegelbilder betrachten, am wirksamsten durch einen bühnenartigen Vorbau (Abb. 6). Ja, indem man eine zweckmäßig abgeänderte Laterna magika mit zwei Objektiven zu Hilfe nahm, von denen das eine den ruhigen Hintergrund, das andere die beweglichen Figuren an die Bildwand warf (Abb. 7), gelang es sogar, eine stark kinoähnliche Wirkung zu erzielen; nur führten seine Figuren natürlich fortlaufend dieselbe Bewegung aus.

Aber alle diese Bilder waren noch Schöpfungen von

Zeichnern oder Malern. Die getreue Festhaltung und Wiedergabe von natürlichen Bewegungen konnte erst gelingen, als die Photographie erfunden (1839) und auf eine solche Höhe gebracht war, daß sie die Herstellung kürzester Aufnahmen (Momentbilder) ermöglichte, also etwa seit 1870. Der erste, der diese Möglichkeit für wissenschaftliche Zwecke ausnützte, war der Pariser Astrophysiker Pierre Janssen, der mit einem von ihm ersonnenen „photographischen Revolver" im Jahre 1874 den Vorübergang der Venus vor der Sonne in 192 Momentaufnahmen festhielt. Er verwendete dabei auch schon das Maltheserkreuz, das die fortlaufend gleichmäßige Bewegung der lichtempfindlichen Platte in eine ruckweise verwandelt und noch heute ein wichtiger Teil des Kinematographen ist. 1877 machte der reiche kalifornische Züchter Muybridge die ersten Reihenaufnahmen von Pferden, indem er sie an zwölf bis dreißig nebenein=

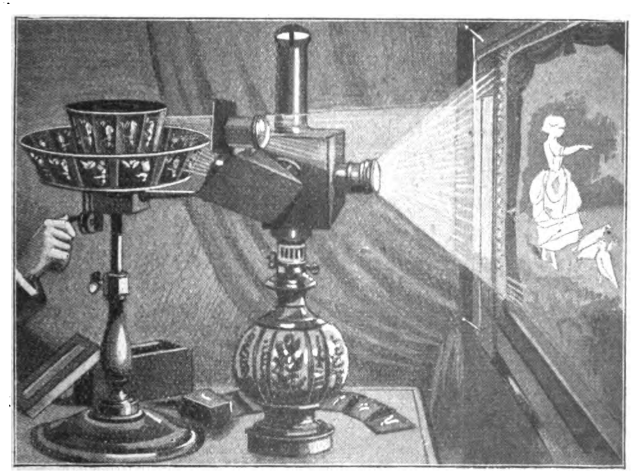


Abb. 7. Praxinoskop in Verbindung mit einer Laterna magika.

ander aufgestellten photographischen Apparaten vorbeigaloppieren ließ und die Verschlüsse derselben auf elektrischem Weg auslöste. Die Aufnahmen (Abb. 8) waren wegen der ungenügenden Empfindlichkeit der Platten noch reine Schattenbilder.

Als Vater der modernen Kinematographie ist wohl Marey, Professor am Collège de France in Paris, anzu-

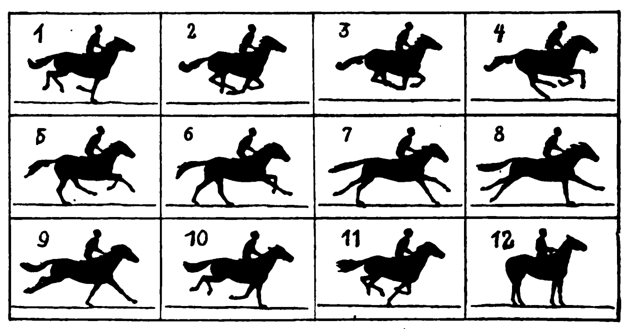



Abb. 8. Die ersten Reihenaufnahmen eines galoppierenden Pferdes nach Muybridge.

sehen, der sich das Studium der Bewegungen zur Lebensaufgabe gemacht hatte und mit seinem verdienstvollen Gehilfen Demeny die ganze Frage in so gründlicher Weise bearbeitete und förderte, daß die letzten Erfinder, Edison und die Brüder Lumière, sozusagen nur noch den Rahm abzuschöpfen brauchten.

Durch Muybridge angeregt, baute Marey, der schon vorher ein Werk über „Die tierische Maschine" veröffentlicht hatte, nach Janssens Vorbild eine photographische Flinte (Abb. 9), mit der er in einer Sekunde zwölf Aufnahmen von je einer Siebenhundertzwanzigstelsekunde Belichtungszeit erzielte. Er verwendete sie besonders zum Studium von Flugbewegungen, das er später mit an-

deren Apparaten auf laufende, kriechende (Abb. 10) und auch auf Seetiere ausdehnte. Leider reicht der Raum

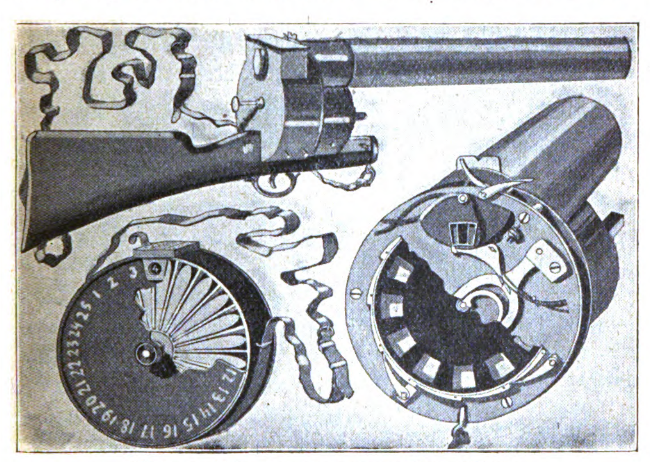


**Abb. 9. Mareys photographische Flinte.**
Oben die Flinte, links unten die Trommel mit den Vorratplatten, rechts unten der Aufnahmemechanismus.

hier nicht zu, alle Einzelheiten seiner hochinteressanten Arbeiten zu beschreiben. Es sei nur erwähnt, daß er die

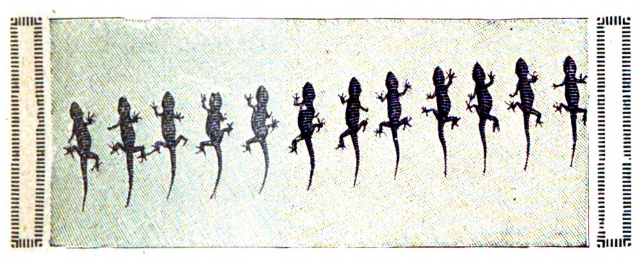


**Abb. 10. Aufnahmen der Bewegungen eines Gecko.**

rotierende Platte bald wieder verließ und eine feststehende verwendete, vor der sechs Objektive eingebaut

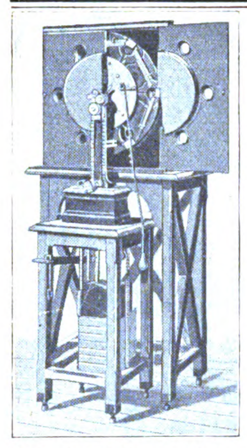


Abb. 11. Chronophotographischer Apparat nach Sebert.

waren, deren Verschlüsse rasch nacheinander ausgelöst wurden. Da aber jede dieser Aufnahmen eine andere Perspektive zeigte, baute der Oberst Sebert diesen „Chronophotographen" in der Weise um, daß er an einer umlaufenden, durch Gewicht bewegten Scheibe sechs Kameras (Abb. 11) befestigte, deren Verschluß beim Erreichen der höchsten Stellung ausgelöst wurde. Mit diesem Apparat machte man in den Werkstätten des Zentrallaboratoriums der französischen Marine sehr erfolgreiche Studien über die Bahn des abgeschossenen Torpedos. Marey selbst verzichtete schließlich ganz auf die unhandliche Platte und verwendete ein fortlaufendes Band von lichtempfindlichem Papier. Dieser „Photochronograph" vom Jahre 1888 (Abb. 12) zeigte bereits alle wesentlichen Teile des heutigen Kinoaufnahmeapparates.

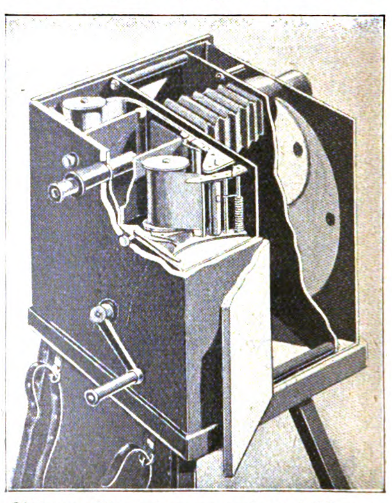


Abb. 12. Photochronograph nach Marey.

Hinter dem Objektiv dreht sich rasch eine Scheibe mit einem Ausschnitt, die den Lichtstrahlen sechzehnmal in der Sekunde den Durchgang freigibt. Gleichzeitig wird hinten an der Kameraöffnung das lichtempfindliche Papierband von der Rolle links zur Rolle rechts gezogen, mit der Einschränkung jedoch, daß es jedesmal festgeklemmt wird, solange der Ausschnitt der rotierenden Blende die Belichtung gestattet.

Fast zur selben Zeit wurden die biegsamen Filme aus Zelluloidband bekannt, und nun bemächtigten sich geschickte Konstrukteure der Sache. Edison kam auf den Gedanken, Bilder ebenso in einer Spirallinie aufzuzeichnen, wie die Töne in seinem Phonographen, und 1893 zeigte er seinen „Kinetographen", der bereits am Rande gelochte (perforierte) Filme aufwies, welche genaue Fortschaltung derselben gewährleisten und noch heute üblich sind; der Apparat gestattete aber nur subjektive (Einzel-) Betrachtung. Unabhängig von ihm arbeiteten die Brüder Lumière, die 1895 den „Kinematographen" in seiner jetzigen Gestalt auf den Markt brachten. Sie ordneten die Filmspulen oberhalb und unterhalb des Objektivs, beziehungsweise hintereinander an und verringerten die Bildgröße auf die heute noch übliche von 25 : 18,6 Millimeter.

Die auf die beschriebene Weise von Janssen, Muybridge, Marey und anderen gewonnenen Reihenbilder wurden anfänglich im Zoëtrop oder Praxinoskop betrachtet, welch letzteres man auch für die Projektion umbaute, ähnlich wie auf Abb. 7 angegeben. Ottomar Anschütz, der bekannte Erfinder des Schlitzverschlusses, zeigte seine prachtvollen Tierbilder mit seinem Elektrotachyskop (Schnellseher, Abb. 13) in der Weise, daß er sie an dem Ausschnitt einer Wand vorbeiführte und

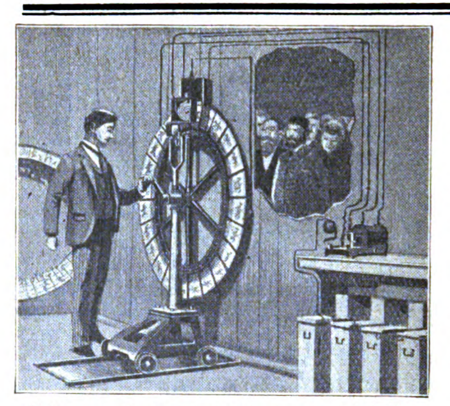


Abb. 13. Elektrotachyskop von Anschütz.

hinter ihnen jedesmal im richtigen Augenblick eine Geißlersche Röhre aufleuchten ließ. Für den Hausgebrauch war das Phonoskop (Abb. 14) bestimmt, bestehend aus einer langsam umlaufenden Scheibe, die am Rande vierzig Reihenbilder trug, und einer davor vierzigmal so rasch kreisenden Blende mit Ausschnitt. Da also am Durchguckloch der Ausschnitt jedesmal mit dem nächsten Bild zusammentraf, ergab sich beim Betrachten der Eindruck des Lebendigen. Mit einer Laterna magika verbunden, konnte man es auch zur Projektion verwenden. Sein lächerlicher Name (Sprechseher) rührte davon her, daß man die Personen während der Aufnahme irgend einen Satz sprechen ließ.

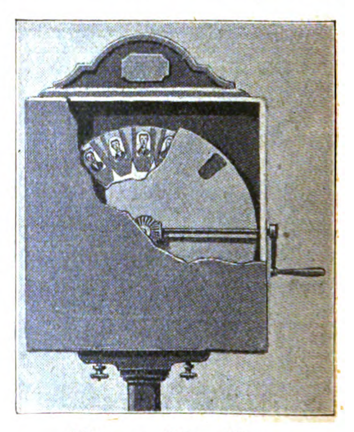


Abb. 14. Phonoskop.

Alle diese Apparate gestatteten aber wieder nur die Vorführung von Bilderserien, die sich so-

zuſagen im Kreislauf abſpielten. Auch hier ermöglichte erſt der Filmſtreifen fortlaufende (endloſe) Handlungen zu zeigen. Der heutige Kinoprojektor (Abb. 15) iſt nach den gleichen Grundſätzen wie der Aufnahmeapparat gebaut. Von der oberen Trommel läuft das Filmband zur unteren. Von hinten wird es durch eine ſtarke Lichtquelle beſtrahlt, und ein Objektiv wirft die Bilder ſtark vergrößert auf die Bildwand. Ein Malteſergetriebe ſorgt für die ruckweiſe Fortbewegung der Filmſtreifen, und eine Sektorenblende verdunkelt das Bildfenſter während der Fortſchaltung des Films, da ſonſt die Bilder ineinander ſchwimmen würden.

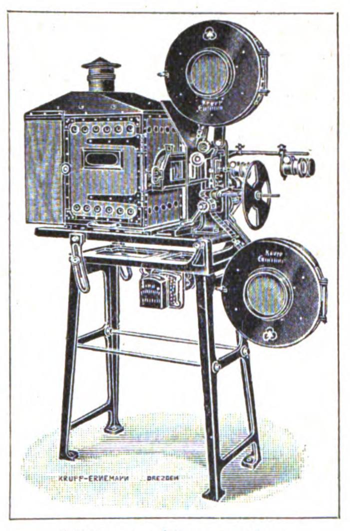


Abb. 15. Kinoprojektor „Imperator“ der Firma Krupp-Ernemann.

Wir erwähnten bereits das durch den raſchen Wechſel von Hell und Dunkel hervorgerufene Flimmern, das beſonders im Anfang bei Kinovorführungen ſehr ermüdend auf die Augen wirkte. Eines der Mittel, es zu verhindern, ſah man in der Anwendung von Spiegeln ſtatt der Blenden, wie beim Praxinoſkop. Aus dieſer Überlegung ging das Alethorama (Abb. 16) hervor, deſſen weſentlicher Teil ein doppeltes, mit zahlreichen Spiegeln belegtes Kegelrad iſt. Den Weg der Strahlen

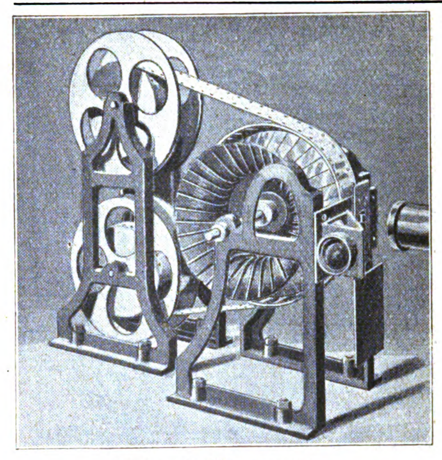


Abb. 16. Alethorama.

vom Kondensor (Sammler) der Lichtquelle durch das Filmband, dann über die beiden Spiegeltrommeln zum Objektiv zeigt die punktierte weiße Linie der Abb. 17. Auf dieses Verfahren, das auch die gleichmäßige Fortbewegung des Films bei Weglassung der Blende gestattet, wurden in den letzten Jahren wieder viele Patente nachgesucht. Dagegen hat sich der andere Weg, die Bilder durch eine große Zahl rotierender Objektive nacheinander ins Bildfeld zu bringen (Kino nach Jenkins, 1898) als zu kostspielig und schwerfällig erwiesen. Anderseits hat man auch allerlei Apparate ersonnen, welche das Betrachten der Bilder nur für eine Person in der Auf- oder Durchsicht gestatten. Der bekannteste davon war das als Automat für Geldeinwurf ausgebaute Mutoskop (Abb. 18), bei dem die (Papier-)Bilder rings um eine sich

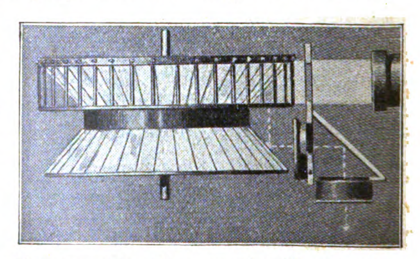


Abb. 17. Strahlengang im Alethorama.

drehende Achse saßen und durch Greifer einzeln abgeblättert wurden.

Noch sind die höchsten Ziele des Kinos nicht verwirklicht: der Film in Naturfarben und der Film mit Wort-, beziehungsweise Musikbegleitung. Weder das Kinemakolorverfahren von Smith und Urban noch das Kinetophon von Edison konnten als vollkommene Lösungen gelten. Aber unermüdlich wird von den besten Fachleuten daran gearbeitet, und vielleicht ist uns schon bald auch die Verwirklichung dieses Wunsches beschieden, ebenso wie die Erhöhung der plastischen (stereoskopischen) Wirkung durch geeignete Vorrichtungen.

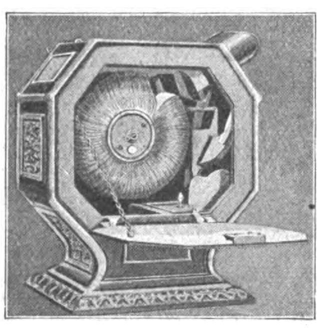


Abb. 18. Mutoskop.

Daran ist indes festzuhalten: solange der Film nicht durch die Verbindung von innerem Wert und künstlerischer Gestaltung auch tiefere Gemütswirkungen auszulösen vermag, herrscht er nur durch rein äußere Mittel. Durch seine bildmäßige Wirkung überhebt er den Durchschnittsmenschen der Notwendigkeit der gedanklichen Verarbeitung des Geschauten, die ihm das gesprochene oder gedruckte Wort auferlegt. Nicht mit Unrecht hat daher ein ernster Warner behauptet, das Kino ziehe ein ganz neues Geschlecht heran, das nur auf äußere Eindrücke, auf kräftige Impulse reagiert, dadurch am Gemüt verkümmert und sich des Denkens womöglich völlig entschlägt. Wissen sich doch selbst urteilsreife Männer, wenn sie sich einmal halb wider Willen in den Bann des Kinos schlagen

ließen, nachher kaum Rechenschaft zu geben, was eigentlich in der Hauptsache sie fesselte. Nur die Bewegung ist es, genau wie der Kreisel durch sein Tanzen und Tollen das Kind bezaubert!

Vor den Werken der bildenden Kunst hat der Film die Bewegung voraus. Aber wohlgemerkt: nicht um wirkliche Bewegung handelt es sich, sondern nur um vorgetäuschte, hervorgerufen durch Veränderungen der Lage oder der Größe. Indem ein kleiner Mann auf der Leinwand immer größer wird, scheint er auf uns zuzulaufen, bis er förmlich aus dem Bildrahmen auf uns herausspringt; ein von Bild zu Bild zusehends kleiner werdendes Auto erweckt den Eindruck, als ob es in der Ferne verschwände; weichen auf der Kinoleinwand die Einzelheiten im Vordergrund der Landschaft beiderseits kulissenartig auseinander und erscheint auf jedem folgenden Bild das Fernere näher gerückt, so glaubt man selbst sich in der Landschaft zu befinden und in sie hinein zu gehen oder zu fahren. Je schneller, überraschender und vielgestaltiger dieser Wechsel von Größe und Lage sich abspielt, desto mehr werden die Augen beschäftigt, und es ruht die Denktätigkeit. Wenig bewegte Szenen empfindet der Zuschauer als leer und unerquicklich, wenn ihn nicht ein besonders gutes Spiel der Schauspieler fesselt. Über die Leere täuscht ihn auch die Begleitmusik hinweg, die gleichzeitig das unangenehme Geräusch des Vorführungsapparates übertönen soll. Vorgänge, in denen es recht stürmisch und derb zugeht (Verfolgen, Wasserspritzen, Ringen, Würgen und dergleichen) wirken allein durch die scheinbare Bewegung, auch wenn nur zwei oder drei Personen dabei auftreten, während Landschaftsaufnahmen und selbst Massenszenen bald eintönig

wirken, wenn darin nicht Wagen, Radfahrer, Automobile, Pferde, Tänzer oder anderes, das die Aufmerksamkeit stark auf sich zieht, vorkommen oder dem Zuschauer suggeriert wird, daß er sich selber bewegt, wie beispielsweise bei den bekannten Fahrten durch schöne Gegenden, wo er auf der Lokomotive oder dem Trittbrett des letzten Wagens zu stehen meint. Auch beim sogenannten Trickfilm ist die schnelle Bewegung (im Bild oder in den Gedankengängen) die Hauptsache: das Unvermittelte, das scheinbare Ausschalten der Schwerkraft und der Zeit (aufblühende Blumen, emporwachsende Skulpturen), die Zusammenstöße, das Abstürzen, das plötzliche Hereinflitzen übernatürlicher Erscheinungen, der Gegensatz der Größenverhältnisse oder die rückläufigen (umgekehrt abgespielten) Geschehnisse.

Aus dem Vorstehenden erklärt es sich auch, warum das Kino, dessen Hauptstärke in der schnellen Aufeinanderfolge von Bildern liegt, jetzt beim Ausstattungsfilm gelandet ist, in derselben Zeit, da das Theater sich bewußt von der Meiningerei frei zu machen sucht, um das gesprochene Wort als Träger von Gedanken, unverkümmert durch Nebensächliches, zur höchsten Geltung zu bringen. Das viele Drum und Dran dient und genügt durchaus, die Schaulust der großen, denkunwilligen Menge hinreichend zu befriedigen.

Aber der Wissenschaft konnte dieser „Kientopp" nicht genügen, denn sie wollte vorzüglich solche Bewegungen studieren, die mit der größten Geschwindigkeit vor sich gehen. Dieses „Zeitlupe" genannte Verfahren spielt sich folgendermaßen ab: Man macht von einem Bewegungsvorgang, zum Beispiel von einem auffallenden Wassertropfen (Abb. 19), fünfhundert oder tausend Aufnahmen in der Sekunde. Die so erzielten Bilder kann man nun

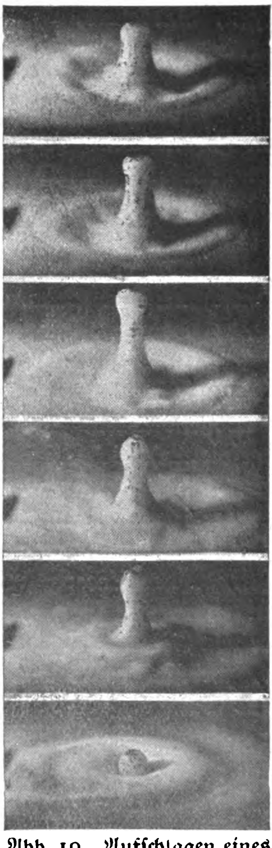


Abb. 19. Aufschlagen eines auf Wasser fallenden Tropfens.

einzeln betrachten oder auch langsam im Zusammenhang, indem man sie im gewöhnlichen Kino (sechzehn Bilder in der Sekunde) ablaufen läßt. Ein ruckweises Fortschalten mit einer Frequenz (Bildwechsel) von hundert in der Sekunde würde aber das Filmband unfehlbar zerreißen. Man ließ daher den Film gleichmäßig ablaufen und benützte die Aufnahmeapparate mit rotierenden Linsensystemen (Jenkins und Maskelyne) oder mit Spiegel-, beziehungsweise Prismentrommeln (Musger und andere), mit denen man bis zweihundertfünfzig Aufnahmen in der Sekunde erreichte. Soll die Aufnahmefrequenz noch größer sein, wie es bei Insekten- und Geschoßaufnahmen erforderlich ist, so muß man die Frequenz in die Lichtquelle verlegen. Als solche eignet sich die außerordentlich helle Entladung des elektrischen Funkens, die nur den zwanzigmillionsten Teil einer Sekunde dauert. Demgegenüber ist die Bewegung auch des noch so schnell bewegten Films fast Null, und so ergeben sich außerordentlich scharfe Aufnahmen. Diesen Weg wies Professor

Mach in Wien; der Nachfolger Mareys, Lucien Bull, vervollkommnete ihn so, daß er bis zu zweitausend Aufnahmen in der Sekunde erzielte. Noch erheblich weiter kam Professor Crantz in Berlin (hunderttausend in der Sekunde). Was solche Aufnahmen entschleiern, zeigt unsere Abb. 20. Wir sehen sowohl die vor dem dahinsausenden Geschoß verdichtete Luftwelle wie die Luftwirbel und Wölkchen im Schußkanal.

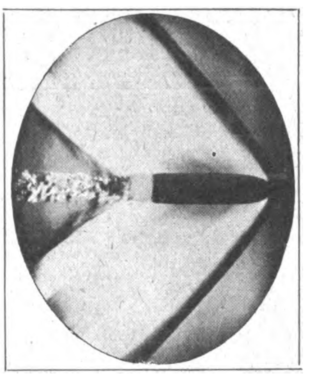


Abb. 20. Photographie eines fliegenden Gewehrgeschosses nach Mach.

Zum Schluß sei noch einmal die Wundertrommel erwähnt. Sie ist ein so unterhaltendes und zugleich lehrreiches Spielzeug, daß sie eigentlich jeder Hausvater für seine Kinder anfertigen sollte. Da man die dazu gehörigen Bilder in jedem Spielwarenladen fertig kaufen kann, geben wir unserem Apparat gleich die dafür, und zwar für die größeren Bilder, passenden Maße. Wie der Durchschnitt auf Abb. 5 zeigt, brauchen wir eine große und eine kleine Garnrolle, ein Fußbrett und einen beiderseits zugespitzten Nagel, der als Drehachse dient. In die kleinere Garnrolle ist oben ein Metallstück einzutreiben, das unterseits eine kleine Vertiefung als Lager für die Nagelspitze aufweist. Das Bodenbrett für die Trommel wird mit 27,3 Zentimeter Durchmesser aus einem Kistendeckel gesägt. Die Trommelwand ist ein Pappstreifen von 86 Zentimeter Länge und 21 Zentimeter Breite, der an das Bodenbrett geleimt oder genagelt wird. Vorher

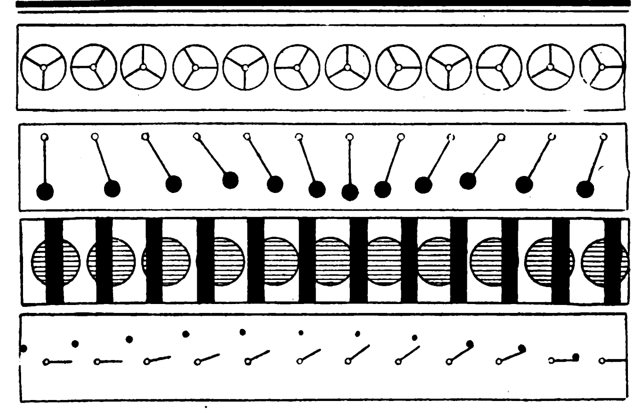


Abb. 21. Rad, Pendel, Scheibe mit Pfahl und Ballschläger für die Wundertrommel.

sind in seiner oberen Hälfte in genau gleichmäßigen Abständen zwölf Schlitze von drei bis vier Millimeter Breite einzuschneiden, durch die man die eingelegten Bildstreifen betrachtet. Man kann aber auch solche Streifen selbst herstellen, indem man irgend einen geschlossenen Vorgang in zwölf Phasen zerlegt, wie es unsere Abb. 21 erläutert. Wir sehen da ein umlaufendes Rad, ein schwingendes Pendel, eine hinter einem Pfahl vorbeigleitende Scheibe und einen von einem Schläger fortgeschleuderten Ball in zwölf Einzelbildern, die je um einen kurzen Bewegungsfortgang voneinander abweichen. Auch kann man diese Bilder auf den Rand einer runden Scheibe zeichnen und diese auf den Boden der Trommel legen.

Bringt man nun aber statt der einfachen Schlitzreihe eine dreifache mit je 1 Zentimeter Zwischenraum übereinander an, und zwar oben dreizehn Schlitze von 20 : 3 Millimeter Größe, in der Mitte zwölf, unten elf

(stets in unter sich gleichmäßigen Abständen), so kann man die seltsame Erscheinung studieren, die oft im Kino so störend wirkt, nämlich daß sich die Räder eines vorwärts fahrenden Wagens rückwärts drehen oder ganz still stehen. Der Grund ist folgender: Der Aufnahmeapparat des Kinos macht in der Sekunde sechzehn Aufnahmen. Hat nun das Rad sechzehn Speichen und läuft es ebenfalls in der Sekunde einmal um, so ist bei jeder folgenden Aufnahme die nächste Speiche genau an die Stelle der vorhergehenden gelangt, und das Rad scheint stillzustehen. Ist die nächste Speiche bloß bis dicht an ihre Vorgängerin herangerückt, so scheint das Rad rückwärts zu laufen, und nur wenn die Speiche ein wenig über die Stellung der vorhergehenden hinausgekommen ist, ergibt sich auch der Eindruck der natürlichen, vorwärts rollenden Bewegung. Betrachten wir also durch die mittlere Schlitzreihe unserer Wundertrommel die Schlitze der gegenüberliegenden Seite, so scheint die obere sich nach rechts, die untere nach links zu bewegen, während die mittlere still steht. Durch die obere Schlitzreihe gesehen, läuft die mittlere langsam, die untere schneller nach links, während die obere still steht; und bei den elf Schlitzen ergibt sich das umgekehrte Bild. Indem wir also unsere selbstgezeichneten Bildstreifen entsprechend einrichten (Bilderzahl elf oder

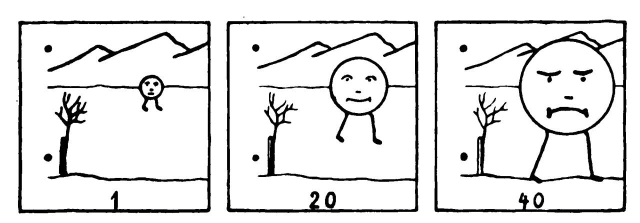



Abb. 22. Drei Blätter aus einem selbstgefertigten Buchkino.

dreizehn statt zwölf), können wir unseren Kindern ganz überraschende Dinge zum besten geben.

Ein kleiner Scherz! Man schneidet vierzig bis fünfzig Blättchen von 5 : 4 Zentimeter, bezeichnet mittels Durchstechens auf ihnen drei Punkte und benützt die beiden links als Heftlöcher, um ein Büchelchen daraus zu machen. Im dritten setzt man den Zirkel ein und zeichnet nun auf jedem Blättchen einen immer größer werdenden Kreis, den man noch mit einem Gesicht ausstatten kann, sowie einen auf allen Blättern gleichen landschaftlichen Hintergrund (Abb. 22). Beim raschen Abblättern scheint nun das Gesicht nach vorn zu laufen, ein deutlicher Beweis, daß das Kino Bewegung nur vortäuscht, denn der kleinste Kreis liegt ja oben, der größte unten im Büchlein; trotzdem scheint der Kreis nach vorn gerückt zu sein.

# Hypnotismus vor eineinhalb tausend Jahren

Von Anton Leykauf

Mehr als je zuvor beschäftigen sich die Menschen mit Versuchen, Verbindungen mit der übersinnlichen Welt und den „Geistern" herzustellen. Derartige geistige Seuchen suchen als Massenerkrankung die Menschen gewöhnlich dann heim, wenn sie, enttäuscht von der Wirklichkeit, im Lebenskampf herabgestimmt und im Triebleben geschwächt, Zuflucht in der den Sinnen nicht zugänglichen vierten Dimension suchen. In einer erträumten Welt suchen sie Erfüllung von Wünschen, die sich ihnen in der irdischen Umgebung versagen. So sind wir denn im „eisernen Zeitalter der Technik und des Fortschrittes" und auf einer vorher kaum geahnten Höhe naturwissenschaftlicher Einsicht dahin gelangt, daß an allen Ecken und Enden Magier, Propheten, Weissager, Gedankenleser, Sternkundige, Geisterzitierer und sogar Alchimisten aufstehen und Anhänger ihrer phantastischen Weisheit finden. Kranke Pflanzen werden von Schädlingen befallen, die auf gesunden Gewächsen keinen geeigneten Nährboden finden können. Ein altes Sprichwort lautet: „Auf ein krankes Pferd setzen sich die Fliegen." So wird auch der Körper des Menschen erst dann empfänglich für gewisse Bakterien, wenn er, durch Krankheit geschwächt, widerstandslos dagegen ist. Und auch geistige Epidemien bedürfen, um zu wuchern und um gedeihen zu können, ähnlicher Voraussetzungen. Alle noch so wohlgemeinten aufklärenden Schriften und öffentlichen Belehrungen vermögen

daran wenig oder nichts zu ändern, denn das Grundübel, die körperliche Schwäche, wird dadurch nicht behehoben. Die Zermürbung ist zu weit gediehen. Aber Tausenden wird es täglich immer schwerer, sich im Lebenskampf auch nur notdürftig zu behaupten. Je widerstandsloser ein Organismus wird, umso mehr ist er seelischen Verstimmungen unterworfen. Zahllose Menschen aller Altersstufen leiden an reizbarer Schwäche, die sich einerseits in Zuständen tiefer Zerrüttung erkennen läßt, und in einer krankhaft gesteigerten, triebartig hemmungslos verlaufenden Neigung zu Exzessen aller Art zum Ausdruck kommt. Wozu der einzelne gelangt, wenn er, an allem verzweifelnd, haltlos immer tiefer sinkt, das können wir leider heute an breiten Schichten unseres Volkes beobachten. Man sehnt sich aus tausend Gründen fort aus einer Welt, in der das Leben so schwer geworden ist und man sucht Trost im Übersinnlichen. Müde und zermürbte Seelen, zu trüben, matten Stimmungen geneigte Gemüter und geschwächte Geisteskräfte machen die Menschen dazu geneigt, dem tollsten Aberglauben und sinnlosesten Hirngespinsten zum Opfer zu fallen.

Einmal manifestieren sich die Geister beim Tischrücken durch Klopftöne, oder das hypnotisierte Medium stellt die Verbindung mit einer vermeintlichen überirdischen Welt her, und erschauernd lauschen die Gläubigen den leider meist unsäglich platten „Offenbarungen".

Wenn auch erst seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, da Cagliostro, der Erzbetrüger, in allen Hauptstädten Europas die leider Allzublindgläubigen zum Narren hielt, der „tierische Magnetismus" oder Somnambulismus bekannt geworden ist, wie der Zustand eines künstlich in Schlaf versetzten Menschen da-

mals genannt wurde, so waren die gleichen eigenartigen Zustände doch auch früher nicht unbekannt. Cagliostro und Mesmer, die es vermochten, bei anderen einen Schlafzustand hervorzurufen, den wir heute Hypnose — nach dem griechischen Wort Hypnos = Schlaf — nennen, bestaunte man als Wundermänner und Zauberer. Weil ihnen die Einsicht in das Zustandekommen solcher durch Suggestion erzielbarer Erscheinungen unbekannt blieb, suchten sie dafür nach allerlei wunderbaren Erklärungen.

Da es nun auch heute wieder von Hypnotiseuren und mehr oder weniger ungeschickten Medien wimmelt, wird es vielleicht von Interesse sein, zu hören, daß man um die Mitte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in Ägypten mit den Tatsachen der Hypnose bekannt war. Daß man auch damals auf diesem Wege mit den Geistern in Verbindung zu kommen trachtete, darf als rührender Beweis menschlicher Sehnsucht gelten, sich in die übersinnliche Welt und ihre vermutlichen Geheimnisse einzudrängen. Der Hypnotismus gehörte in jener fernen Zeit zu den Zaubermitteln, die man für geeignet hielt, die Dämonen herbeizurufen und ihnen geheime, sonst nicht erfahrbare Wissenschaft abzulisten oder zu erzwingen.

Im Jahre 1829 entdeckte man in Theben eine ägyptische Handschrift, welche die Universität in Leiden ankaufte. Heinrich Brugsch beschäftigte sich mit der Entzifferung der zierlichen Schriftzüge und fand, daß die über drei Meter lange Rolle größtenteils Beschwörungen und Zaubermittel enthielt. Die Geister werden darin auf geheimnisvolle Weise gerufen und genötigt, Antwort auf an sie gerichtete Fragen zu geben. Man war jedoch, offenbar durch üble Erfahrungen, darauf vorbereitet, daß sie nicht erscheinen wollten oder ungenügende oder auch gar keine Antwort zu geben geneigt waren.

Für diesen Fall versuchte man es mit verschiedenartigen Mitteln. Der Beschwörer gab sich in seinen Anrufungen für irgend einen Gott aus, um so stärksten Zwang auf den zitierten Dämon auszuüben; man suchte besonders widerspenstige und hartnäckige Geister durch die Autorität göttlicher Macht zu bezwingen. Warum sollte man auch nicht eine Notlüge des großen Zweckes wegen auf sich nehmen? — Daß der Geist so wenig klug war, gar nicht zu merken, daß man ihn betrog, erweckte in den damaligen Beschwörern offenbar nur geringe Bedenken und wirkte auch nicht darauf ein, die möglichen Offenbarungen eines auf so plumpe Art geprellten Geistes gering zu schätzen.

Nach altem Glauben sollten „reine, unschuldige Kinder" besonders zur Wahrsagung geeignet sein. Man benützte sie deshalb als Medium, aus dessen Mund der gerufene Geist antwortete; ein Verfahren, das noch heute bei Okkultisten als bewährt gilt, der vierten Dimension ihre Geheimnisse sicher zu entlocken. Die Beschwörung fand nach dem alten Text in einem zuvor sorgfältig gereinigten, abseits gelegenen, stillen und dunklen Zimmer eines Hauses statt. Ruhe und ein gewisses Dunkel schienen damals wie heute erforderlich, um Dämonen herbeizurufen. Absichtliche Irreführung und unbewußte Selbsttäuschung sind im Zwielicht leichter möglich. Aber auch an die Sonne und den Mond konnten von der höchsten Stelle des Hauses, vom Dache aus, Beschwörungen gerichtet werden; allerdings scheinen sie weniger beliebt gewesen zu sein.

Als notwendigsten Apparat dieser Zauberei benötigte man eine Schale und eine neue, vorher nicht gebrauchte Lampe aus Metall oder Ton, in der sich reinstes Öl und ein frischer Docht befinden mußten. Zwei gleichfalls neue Kisten, die als Stühle dienten, wurden herbei-

geschafft. Befand sich das ahnungslose, unschuldige Kind im Zimmer, dann setzte man es auf eine der Kisten und hängte die Lampe auf. Nun begann der Beschwörer das Kind zu hypnotisieren; wörtlich heißt es in dem alten Text: er suchte es „zu veranlassen, daß es seine Augen schließe". War dieser Zustand herbeigeführt, dann sprach der Hypnotiseur eine längere Beschwörungsformel siebenmal aus. Sobald das Kind unter dieser suggestiven Behandlung eingeschlafen war, hielt man die Verbindung mit dem Geisterreich für geglückt. Nun konnte das Medium verkünden, was es im Schlafe sah und hörte. Im Texte wird gesagt, „er" (der Beschwörer) „veranlaßte, daß es" (das Kind) „seine Augen öffne". Wörtlich heißt es: „Hast du es wieder erweckt, dann sage zu ihm: ‚Sahst du das Licht?' Antwortet es: ‚Ich sah kein Licht vom Lampenschein', so befrage es nach allem, was du willst." Im hypnotischen Zustande bemerkte das Kind die brennende Flamme nicht.

An einer anderen Stelle wird erwähnt: „Bringe den Knaben mit deiner Hand in Schlaf und zünde die Lampe an. Rufe die Beschwörungsformel aus bis zu sieben Malen. Erwecke ihn wieder und frage ihn also: ‚Was hast du gesehen?' Antwortet er: ‚Ja! Ich schaute die Götter in dem Umkreis der Lampe', so werden sie ihm Rede stehen auf alles, um was sie befragt werden."

Einmal wird in dem Texte bei der hypnotischen Beeinflussung erwähnt: „Bringe ihn in Schlaf. Indem du die Formel über ihn redest, streiche über seinen Kopf hin und her, und zwar mit dem Sonnenfinger an deiner rechten Hand." An einer anderen Stelle sitzt der Beschwörer, und es heißt: „Laß den Knaben zwischen deinen beiden Füßen stehen. Dann sage den

Spruch über den Knaben her, wobei dein Auge auf den Spiegel seines Auges gerichtet sei ... Dann frage ihn: ‚Was hast du gesehen?' und er wird dir über alles Mitteilung geben, worüber du ihm Fragen stellen wirst."

Aber auch ein Fall von Selbsteinschläferung, von Autohypnose, eines Beschwörers wird in dem Text beschrieben. War dieser hypnotische Zustand eingetreten, dann „antworteten die Götter auf alle vorgelegten Fragen".

Heinrich Brugsch hat darauf hingewiesen, daß sich in diesen alten Vorschriften fast alle Manipulationen erwähnt finden, die beim Hypnotisieren auch in unserer Zeit noch üblich sind. Dies trifft wenigstens für das Gebaren der Hypnotiseure zu, welche ihre öffentlichen Schaustellungen dadurch äußerlich eindrucksvoller zu gestalten suchen. Das Streichen mit der Hand oder dem Finger, das Fixieren der Augen und andere suggestive Beeinflussungen sind gültige Beweise dafür, daß im dritten Jahrhundert die Hypnose bekannt war. Es gibt wahrhaftig nichts Neues unter der Sonne. Die alten Beschwörer erhielten von ihren vermeintlich zitierten Geistern gewiß nichts Welterschütterndes geoffenbart. Darin gleichen sie ihren Nachfolgern von heute. Große Gedanken sind auch ihnen aus den übersinnlichen Sphären noch nie übermittelt worden. Was die Menschen zu fördern vermocht hat, ist von Lebenden auf der Erde geschaffen worden. Möge das Dasein uns allen bald wieder freundlicher werden, damit die Sehnsucht wunder Gemüter sich nicht mehr ins Wesenlose richtet.

# Eine kuriose Ozeanfahrt

Von O. Meyer

Wenn ein vierzigjähriger Mann, dem die Formen der guten Gesellschaft geläufig sind, sich zur Fahrt von Neuyork nach Liverpool im Zwischendeck entschließt, so darf man wohl annehmen, daß dies aus Sparsamkeit geschieht. Der Braumeister Henry Miller suchte sich auf dem Schiff „City of Edinbourgh" die Überfahrt so angenehm als möglich zu machen. Wenn er auch im Zwischendeck schlafen mußte, auf die größere Behaglichkeit und bessere Kost beim Salondeck wollte er nicht verzichten. Die Zukunft lag rosig vor ihm, denn er reiste wegen einer großen Erbschaft nach England. Daß augenblicklich seine verfügbaren Geldmittel ihm nicht erlaubten, sich als flotter Gesellschafter auf dem Schiffe geltend zu machen, verdarb ihm die gute Laune nicht.

Gegen Ende des letzten Jahrhunderts brauchte ein englischer Passagierdampfer noch etwa zehn Tage zur Überfahrt und die Verhältnisse im Zwischendeck waren damals nicht so erträglich, wie in der neuesten Zeit. Nach der Ausfahrt von Sandy Hook gab es stürmisches Wetter, aber Miller blieb trotzdem meistens an Deck, denn in der Zwischendecksunterwelt gefiel es ihm gar nicht; die Reisegesellschaft war ihm doch zu buntgemischt.

In der Abenddämmerung des vierten Tages lehnte sich Miller stark über die Brüstung an der Leeseite und sann darüber nach, wie er die Erbschaft am besten anlegen könnte.

Tief in Gedanken, wurde er durch einen mächtigen Stoß des Schiffes vornüber geschleudert in die wogende

See. Zum Glück war Miller ein tüchtiger Schwimmer und arbeitete sich schnell wieder an die Oberfläche; bei der tiefen Dämmerung auf den Kamm einer großen Welle gehoben, konnte er nur den Rumpf seines Schiffes erblicken. Im Wellental niedergetaucht, verschwand es ganz. Trotzdem die Wogen hoch gingen, blieb er stets oben, immer sich dem Senken und Heben der Wogen anpassend. Rettungslos war er aber verloren, wenn man sein Verschwinden vom Schiff aus nicht rechtzeitig bemerkte. Er entledigte sich als hindernder Last nach und nach seiner durchtränkten Kleider, erst der Stiefel und dann alles übrigen; nackend kämpfte er um sein Leben.

Nacht breitete sich über dem Wasser aus. Und noch immer war es ihm nicht gelungen, dem Schiff nah genug zu kommen. Ermattet ließ er sich treiben; die Hoffnung, gerettet zu werden, verließ ihn. Dann kamen schwere, bange Minuten, in denen sein vergangenes Leben in traumhaft wechselnden Bildern an seiner Seele vorüberzog. Allmählich verlor er das Bewußtsein; noch einmal flackerte der Lebenswille auf; laut schreiend trieb er vom Kamm einer hohen Woge in ein nachtschwarzes Wellental hinab.

Als er, wieder zu sich kommend, die Augen öffnete, vernahm er das Stampfen der Maschine; er mußte wieder an Bord sein. Aber wo lag er denn? Er befand sich in einer komfortablen Kabine; das mußte das Prunkzimmer eines reichen Passagiers sein. Zweifelnd erhob er sich. Luxuriöse Toilettengegenstände lagen umher. An einer Reisetasche war ein großes P eingraviert. Feine Stiefel auf Leisten gezogen und mehrere Anzüge ließen darauf schließen, daß sie einem reichen Mann gehören mußten. Warm und behaglich war es in dieser Koje; vermutlich hatte man ihn hierhergebracht, damit er sich rascher er-

holen möge. Ermattet legte er sich wieder hin. Als er nach kurzem Schlummer erwachte, stand ein fremder Herr neben ihm und fühlte den Puls seiner Hand; er betrachtete den untersetzten kleinen Mann, der eine goldene Brille trug. Das wird der Schiffsarzt sein, dachte Miller. Da ließ der Doktor die Hand los und fragte: „Wie fühlen Sie sich, Mylord? Eine böse Geschichte. Aber nun wird alles gut, dank Ihrer starken Natur."

„Danke, es geht mir gut, mein Herr."

„Schön, aber schwach fühlen Sie sich wohl noch. Müssen kräftige Nahrung haben, jawohl. Und Ruhe vor allem."

Er rief dem eintretenden Steward zu: „Sofort ein Glas Brandy."

Der Mann kam bald zurück und der Doktor bat Miller aufzusitzen und zu trinken.

„Noch gibt es keine lachenden Erben für Ihre schönen Besitzungen, Mylord!" rief er vergnügt, während Miller nachdenklich seinen Brandy trank.

Wie sollte er diese rätselhafte Anspielung verstehen? Trieb der Doktor Scherz mit ihm, oder befand er sich in einem Irrtum?

„Man hat mich wohl über Bord fallen sehen," fragte Miller.

„Der Kapitän gab sofort Konterdampf und ließ ein Boot aussetzen. Schwierig ist's gewesen, Sie zu finden. Erlauben Sie, wie konnten Sie so rasch Ihre Kleider ausziehen im Wasser?"

„In den paar Stunden fand ich genug Zeit dazu, Herr Doktor."

„So? Stunden sagen Sie, Mylord? Gern will ich glauben, daß die Zeit Ihnen so lange schien."

„Da es mir wieder gut geht, will ich mir einen Anzug

aus dem Zwischendeck holen, damit diese Kabine wieder an den rechten Besitzer kommt."

„Zwischendeck!" rief der Doktor erstaunt. Dann sprach er sanft weiter: „O ja, gewiß! Ganz nach Ihrem Wunsch. Vorerst aber müssen Sie noch weiter schlafen. Erholung ist nötig. Unbedingte Ruhe."

„Mein Name ist Henry Miller. Der Steward vom Zwischendeck wird mich schon noch kennen."

Prüfend sah der Doktor den Mann an und entgegnete nachgiebig: „Natürlich muß er wissen, daß Sie hier sind."

Miller wünschte den Doktor los zu sein und stellte sich, als ob er schlafen wolle, versank aber bald in festen Schlaf. Der starke Brandy hatte seine Wirkung getan; er fühlte sich beim Erwachen kräftig und wollte wissen, warum man ihn in diesen Raum gebracht und weshalb der Doktor ihn Mylord nannte. Kaum hatte er auf den elektrischen Knopf gedrückt, so erschien der Kabinensteward Barber.

„Sie wünschen, Mylord?"

„Sie wissen doch, daß ich kein Mylord bin und wie ich wirklich heiße?"

„Jawohl, Mylord! Sie sind Lord Payne of Guilddale in England."

„Nein! Ich bin Zwischendeckspassagier und heiße Henry Miller, verstanden?"

Während der Steward noch verlegen dastand, fragte Miller: „Sagen Sie, Steward, wieviel Leute sind gestern über Bord gefallen?"

„Nur Sie allein, Mylord."

„Nein, es müssen zwei gewesen sein. Lord Payne ist sicherlich ertrunken, und mich, Henry Miller, hat man gerettet. Gehen Sie ins Zwischendeck, dort werden Sie erfahren, daß man mich vermißt."

Der Steward ging fort, aber er schien durchaus nicht überzeugt, daß es sich so verhielt.

Wenige Minuten danach kam der Doktor mit dem Kapitän herein.

Zum ersten Male erblickte Miller die stämmige Gestalt des Seemannes in der Nähe.

„Freut mich, Sie wieder heil an Bord zu sehen, Lord Payne," begrüßte ihn der Kapitän. „Sie waren nahe daran, diese Welt zu verlassen."

„Ich danke Ihnen, Herr Kapitän. Ihnen und Ihren Leuten verdanke ich meine Rettung. Es freut mich, Sie hier zu sehen, aber Lord Payne bin ich nicht. Auch der Herr Doktor will nicht glauben, daß ich nur der Zwischendeckler Henry Miller bin, Braumeister von Beruf aus Amerika."

„Ja, ja," entgegnete der Kapitän höflich. „Doktor Brown hat mir schon berichtet. Ganz gleich, unter welchem Namen und Stand Sie segeln wollen, Ihre Nummer an der Schiffstafel verloren Sie nicht, wenn Sie bisher auch daran fehlten. Mylord, Sie tun am besten, zu bleiben und so schnell wie möglich wieder auf die Beine zu kommen, damit die Passagiere an Bord einen so hohen Gast endlich näher kennen lernen."

Dieser vertrackte Schiffsdoktor hatte also auch den Kapitän mit seiner fixen Idee angesteckt. Beide glaubten offenbar, daß Miller irre redete. Er wollte den ihm bekannten früheren Schiffsarzt anrufen, besann sich dann aber und folgte einem vermeintlich genialen Gedanken und fragte: „Wo ist mein Kammerdiener, warum läßt er sich nicht sehen?"

Die beiden Männer blickten einander bedeutsam an. Der Doktor flüsterte dem Kapitän zu: „Da haben wir's, sein Verstand hat vom Sturz in die See gelitten." Dann

wandte er sich Miller zu: „Mylord, Ihr Diener versäumte doch das Schiff; er wollte einiges fehlende Gepäck holen und kam zu spät."

Mutlos und verzweifelt über diese Irrungen wandte sich Miller im Bett um. Mit einem vielsagenden Blick auf den Arzt verließ der Kapitän den Raum. Der Doktor fragte: „Möchten Sie endlich festere Nahrung zu sich nehmen, Mylord?"

„Ja, ich bin hungrig."

„Wie Ihre Lordschaft befehlen. Heute werden Sie wohl auch nicht zum Diner an der Tafel erscheinen, Mylord?"

„Warum nicht? Ich fühle mich doch wieder ganz wohl. Bin ich denn ein Gefangener an Bord?"

„Nein, bewahre, Sie können sich ganz nach freiem Willen bewegen, bester Lord, verzeihen Sie — ich dachte nur ..."

„Ich wünsche es, Doktor! In zehn Minuten bin ich angekleidet und werde mich der Gesellschaft vorstellen."

Der Doktor zweifelte noch an Millers Verstand, doch fügte er sich und ging.

Als Miller sich erhob, fühlte er sich doch noch schwächer, als es ihm vorher erschien. Er setzte sich auf den Bettrand und überdachte seine vertrackte Lage. Man sollte ihn keinesfalls für verrückt halten, denn wer weiß, was dann erst noch geschehen konnte. Vor allem mußte er sich ankleiden. In dem großen Reisekoffer fand sich alles, was er brauchte. Auch Lord Paynes Frack saß ihm wie angemessen. Ein letzter Blick in den Spiegel zeigte ihm, daß alles in bester Ordnung sei.

Als Miller den Speisesaal betrat, saßen alle höheren Fahrgäste an der Tafel. Die Kellner empfingen ihn diensteifrig und geleiteten ihn an den Platz neben dem

Kapitän. Der Doktor saß zu Millers Rechten. Miller suchte nach dem ihm bekannten Doktor Churton, der ihn seiner Meinung nach kennen mußte. Er war nicht da; keiner der anwesenden Schiffsoffiziere war ihm bekannt. Alle Gäste in seiner Nähe plauderten nur über allgemeine Dinge, niemand spielte auf die letzten Ereignisse an. Auch die weiter entfernten Gäste vermieden es, ihn unmittelbar anzusehen. Daran war gewiß der Doktor schuld. Beim letzten Gang an der Tafel erhob sich der Kapitän und sagte: „Meine Damen und Herren, füllen Sie die Gläser!"

Auch Miller füllte sein Glas gleich den übrigen Gästen; er ahnte nicht, was kommen sollte. Lauter sprach der Kapitän: „Ich bin gewiß, wir alle hegen das gleiche Gefühl, einen Tischgenossen zu beglückwünschen, daß er wieder unser Schiff unter seinen Füßen hat, zum ersten Male haben wir das Vergnügen, ihn bei Tisch zu sehen. Bei seinem gestrigen Fall über Bord zweifelte ich, ihn hier wiederzusehen. Ich erlaube mir, auf Lord Paynes Wohl zu trinken. Ihre Gesundheit, Sir!"

Miller blieb sitzen, alle anderen Gäste standen auf und tranken ihm freundlich zu. Jetzt bot sich ihm ein Anlaß, aus seiner falschen Stellung, in welche ihn der Doktor gebracht hatte, herauszukommen.

„Herr Kapitän Roß! Meine Damen und Herren! Meinen besten Dank für den auf mich ausgebrachten Toast! Und Dank auch meinen tapferen seemännischen Rettern! Dank auch für die mir erwiesene Herzlichkeit! Lassen Sie mich aber auch einen Irrtum aufklären und helfen Sie mir dazu, denn mir ist es unbegreiflich, wie unser Kapitän zu seiner Anrede kommt. Ich bin nicht Lord Payne! Sie sehen in mir den Zwischendeckspassagier Henry Miller, Braumeister aus Amerika."

Verwunderung drückte sich auf den Zügen der Tafelrunde aus. Als Miller sich setzte, bemerkte er, wie der Doktor dem Kapitän Zeichen machte. Der erhob sich und sprach in scherzendem Ton weiter: „Wir alle sind hocherfreut über das, was unser neuer Gast — der hier nicht als Lord gelten will — gesprochen hat. Es steht ganz in seinem Belieben, einen anderen Namen zu wählen. Uns allen ist bekannt, daß hohe und allerhöchste Persönlichkeiten auf ihren privaten Reisen unter angenommenen Namen auftreten. Hauptsache bleibt, daß der edle Herr noch lebend unter uns weilt; darüber freuen wir uns herzlich."

Miller seufzte. Er begriff, daß augenblicklich jedes Wort verlorene Mühe war. Die Gäste an der Tafel plauderten; niemand erwartete weitere Aufklärungen. Miller beobachtete einzelne; ein paarmal glaubte er ängstliche oder mitleidige Blicke wahrzunehmen. Sicher waren alle der Meinung des Doktors und des Kapitäns, daß er sich in einem Wahn befinde. Unauffällig verließ er den Speisesaal, verschaffte sich eine Zigarre und ging auf Deck. In verworrener Gemütswallung wanderte er hin und her. Kein Mensch war an Bord zu finden, der ihn erkannt hätte, oder ihm glaubte, was er behauptete. Fast kam er dahin, daß ihm selber Zweifel an seiner Vernunft aufstiegen.

Er wollte ins Zwischendeck hinab, nach Bekannten dort zu suchen, als er einen großen, ernsthaft blickenden Herrn anstieß, der offenbar nicht recht wußte, ob er ihn anreden solle oder nicht. Als Miller sich entschuldigend weiter gehen wollte, sprach der Fremde ihn an: „Gestatten Sie, mich Ihnen vorzustellen! Darf ich Ihnen meine Karte geben?"

Er nahm die Karte und las: „Professor Doktor Frederik Sawyer."

Miller schaute auf. Ein berühmter Irrenarzt aus England wünschte seine Bekanntschaft zu machen. Das Verhängnis ging seinen Gang. Jetzt hieß es vorsichtig sein. Miller bezeigte seine Freude über den glücklichen Zufall, den großen Psychiater kennen zu lernen.

Der Irrenarzt erwiderte: „Ihr Entgegenkommen erfreut mich sehr. Hören Sie ruhig an, was ich Ihnen zu sagen habe, Mylord."

„Mit dem größten Vergnügen," versicherte Miller.

Beide setzten sich in Deckſesseln nieder und der neue Bekannte begann: „Meine reiche Erfahrung in der Behandlung seelischer Erkrankungen zeigt mir untrüglich, daß man Sie hier falsch, ja geradezu unverantwortlich behandelt. Ich kann und mag nicht gegen diesen Schiffsdoktor auftreten. Aber ich kann es nicht ruhig mit ansehen, wenn ein wertvolles Leben verdorben werden soll."

„Mein Leben hat vor allem doch nur Wert für mich."

„Nein, nicht allein für Sie ist Ihr Leben wertvoll, Mylord, sondern für die englische Nation."

Miller wehrte ab. „Gut. Lassen wir's gut sein. Auf alle Fälle gibt es lachende Erben, wenn ich sterben sollte."

„Nein, nein, Mylord! Sie sind unersetzlich als Wohltäter für die Gelehrtenwelt. Gedenken Sie doch Ihrer Rede in Manchester über die Lage der Mediziner und den Dank der Fakultät gegen Ihre Gnaden."

„Ich habe mein Lebenlang als Brauer in Amerika nur Bierreden gehalten bei Banketten an Vereinsabenden. Manchester und Fakultäten habe ich noch nie gesehen, mein Herr."

„Oh, auch daran wollen Sie sich nicht erinnern? Sie behaupten auch jetzt noch, einen anderen Namen als Zwischendecksreisender zu führen, Sie verwechseln den Namen des Kapitäns Goodman mit einem anderen See-

mann Roß. Ihre geistige Verwirrung ist nach dem Sturz ins Meer nicht ungewöhnlich und gewiß unbedenklich, aber die Behandlung des Schiffsdoktor ist unsinnig. Zur Wiederherstellung Ihres vollen Gedächtnisses müssen Sie versuchen, sich die wirklichen Tatsachen gut einzuprägen, wozu ich Ihnen gern verhelfen möchte."

Jetzt empfand Miller die Ungeheuerlichkeit seiner Lage. „Ich werde mich bemühen. Bitte, sprechen Sie weiter. Womit werden Sie nun beginnen, wollen Sie mir von meinem amerikanischen Brauerleben einiges erzählen, oder beliebt es Ihnen über meine englische Lordschaft zu phantasieren?"

„Spotten Sie nicht, Mylord! Die Lage ist zu ernst," mahnte der Irrenarzt. „Ein williger Patient kann rasche Heilung finden. Merken Sie wohl auf: Sie sind der siebente Pair und Lord Payne of Guilddale von England. Zu Anfang Ihrer Reise lagen Sie seekrank in der Kabine und als Sie endlich an Deck kamen mit schwachen Füßen, fielen Sie durch einen Wogenstoß über Bord. Glücklich gerettet, wurden Sie in voller Bewußtlosigkeit wieder auf Schiff geborgen. Beim Erwachen zeigte sich Ihr Gedächtnis verwirrt. Sie erinnerten sich des Sturzes ins Meer, sprachen auch von Ihrem Kammerdiener und anderen mit Ihrer Lordschaft zusammenhängenden Tatsachen. Normale und pathologische Züge flossen ineinander. Ihr vermeintlicher Name Miller findet sich nicht auf der Schiffsliste. Im Zwischendeck werden Sie nicht vermißt. Logischerweise befinden Sie sich demnach im Irrtum."

Miller lachte laut auf.

Der Irrenarzt sah ihn scharf an und schwieg.

Jetzt erschrak Miller über sein Lachen. Die Verwirrung steigerte sich; er mußte an sich halten, um nicht ausfällig

zu werden. Solange er sich auf dem Schiff befand, war er der Behandlung von zwei Doktoren ausgesetzt. Die Passagiere waren nicht weniger zu fürchten. Ging das noch lange so weiter, dann konnte er ernstlich verrückt werden. Genau genommen, mußte er dem Irrenarzt dankbar sein; der sorgte vielleicht für bessere Aufklärung an Bord. Daß sich die beiden Ärzte über seinen Zustand täuschten, empfand er tragikomisch. Ein kühner Entschluß erleichterte Millers Gemüt und straffte seine Willenskraft. Wenn nun doch einmal alle diese Menschen ihn für Lord Payne hielten, dann war es wohl richtig, ihnen nicht mehr zu widersprechen. Blieb er bei der Wahrheit, dann kam es sicher noch dahin, daß man ihn nach der Landung in Liverpool in ein Irrenhaus brachte. Damit war er seiner Freiheit beraubt und mußte damit rechnen, daß nur ein Zufall ihn aus dieser Lage retten konnte. Wollte er ungehindert das Schiff verlassen, dann mußte er mit den Wölfen heulen. Man zwang ihn ja förmlich, eine Rolle zu spielen, die er sich sonst nie anzumaßen gewagt hätte. Und streng genommen, konnte ihm nichts widerfahren, wenn die Lage sich klärte. Statt im Zwischendeck die Tage zu verbringen, lebte er in einem behaglichen Raum. Sträubte er sich weiter, dann galt er allen als ein Irrsinniger, den man auf Schritt und Tritt beobachtete. Spielte er den Lord, dann gestaltete sich der Rest der Reise an Bord gewiß in angenehmster Weise. Die Menschen wollten betrogen sein. Und er mußte sich schützen vor ihrer Anteilnahme, die im schlimmsten Falle dazu führte, daß man ihn als Narren behandelte; im guten Glauben eine moralische Pflicht zu erfüllen, brachten sie ihn sonst noch in ein Irrenhaus. In einigen Tagen konnte Queenstown erreicht werden und dort auf englischem Boden würde sich der Irrtum aufklären lassen.

Während Miller diesen Gedanken noch eine Weile weiter verfolgte, betrachtete der Irrenarzt ihn aufmerksam.

Miller entschloß sich, einen heiteren, unverdächtigen Ton anzuschlagen. „Verzeihen Sie mein Lachen, Herr Professor! Jetzt begreife ich, daß ich verwirrt bin. Ich fragte nach meinem Kammerdiener, das ist richtig. Wäre ich nicht Lord Payne, wie käme ich dann zu dieser Frage? Merkwürdig bleibt es immerhin, wie ich auf den Einfall kommen konnte, der Zwischendeckspassagier Miller zu sein. Ich habe doch recht verstanden, dieser Name wird nicht in der Schiffsliste geführt? Nicht wahr, so sagten Sie doch? Ja, Sie behaupten, niemand im Zwischendeck habe einen Mister Miller dort gesehen."

„Das entspricht der strengen Wahrheit, Mylord. Darf ich noch daran erinnern, daß Sie auch den Namen unseres Kapitäns verwechselten?"

Miller sann eine Weile nach. Dann sagte er: „Das ist allerdings so verworren, daß ich im Augenblick dafür keine Erklärung zu finden vermag."

„Darf ich Sie bitten, Mylord, darüber einstweilen nicht nachzudenken. Ich möchte jetzt nur erwähnen, daß es merkwürdige Spaltungen der Persönlichkeit gibt. Wo dieser psychische Zustand eintritt, verliert der davon Betroffene vorübergehend die Erinnerung an seine wahre Person. In solchen Fällen bleibt den Kranken keinerlei Erinnerung an Ereignisse, die aus der anderen Persönlichkeitsphäre stammen. Hier haben Sie in kurzen Worten die Erklärung für Ihre augenblickliche Verwirrung. Meiner Auffassung nach verliert sich bei Ihnen dieser eigenartige seelische Dämmerzustand. Mylord, sie sind auf dem Wege der Genesung. Ihre Zweifel sprechen dafür. Es wird unter glücklichen Umständen bald dahin

kommen, daß die Verdopplung Ihrer Persönlichkeit aufhört, wirksam zu sein. Ich hoffe, das Vergnügen zu haben, Sie nicht mehr bezweifeln zu hören, daß Sie Lord Payne sind."

Während der Psychiater sprach, erinnerte sich Miller an einen Sensationsprozeß, der vor Jahren die Gerichte in Neuyork beschäftigt hatte. Damals stand ein Mann vor den Richtern, der in einem Zustand von Persönlichkeitspaltung Verbrechen begangen hatte. Statt verurteilt zu werden, mußte er nach dem Sachverständigenurteil der Irrenärzte freigesprochen und in ein Irrenhaus überführt werden. Es fiel ihm ein, daß damals allgemein von psychopathischen Dämmerzuständen gesprochen wurde. Jetzt saß er, der gewiß durchaus normale Braumeister Miller, einem Arzt gegenüber, der ihn im Verdacht hatte, ein doppeltes Ich zu besitzen. Wahrhaftig, die Gefahr, in eine Heilanstalt gesteckt zu werden, stand ihm verhängnisvoll nahe. Ob es moralisch war oder nicht, wenn er sich dazu bekannte, Lord Payne zu sein, danach fragte er nun nicht mehr. Er entschloß sich, nicht mehr zu behaupten, der Braumeister Miller zu sein.

Der Irrenarzt war mit dem bisherigen Verlauf des heiklen Falles zufrieden. Höflich wandte er sich seinem Patienten zu. „Mylord, darf ich Sie bitten, das Rauchzimmer aufzusuchen, die Nachtluft ist feucht und kühl, sie könnte Ihrem Befinden schaden."

„Ganz Ihrer Meinung, verehrtester Professor."

Die beiden Herren gingen plaudernd weiter und saßen dann noch lange zusammen.

Am anderen Morgen verbreitete sich die Nachricht, Lord Payne befände sich auf dem Weg der Besserung. Der Kapitän und der Schiffsarzt beglückwünschten den falschen Lord und den Irrenarzt. Doktor Brown empfand

Neid auf seinen englischen Kollegen, dem es gelungen war, den verrückten Lord mit sichtlichem Erfolg zu behandeln.

Dann kam trotz aller Beherrschung Millers ein Augenblick, da er die so mühsam errungene Gesundung und sein Ansehen beinahe wieder eingebüßt hätte. Er wollte wissen, wann das Schiff in Queenstown ankommen würde.

„Sie meinen in Sandy Hook," fragte der Irrenarzt mißtrauisch.

„Ganz richtig, Sandy Hook, meine ich, Herr Professor."

„Etwa in sechs Tagen," erwiderte der Professor.

Miller erschrak. Das Schiff fuhr also nach Sandy Hook statt nach Liverpool, seinem eigentlichen Reiseziel. Jetzt löste sich ihm das Rätsel. Er ging auf Deck zu den Rettungsbooten und las die Bootsinschrift, auf dem Backbordbug stand: „City of Glasgow".

In trostlosem Geisteszustand ging er zu Bett. Jetzt kam er zur Einsicht. Sein Schiff, die „City of Edinbourgh" fuhr mit Kapitän Roß nach Liverpool. Die „City of Glasgow", ein Schiff, das mit Kapitän Goodman nach Neuyork fuhr, hatte ihn aufgefischt. Auf der „City of Glasgow" mußte der richtige Lord Payne kurz nach Millers Sturz ins Meer gefallen sein. Der Lord war entweder von den „City-of-Edinbourghs"-Seeleuten aufgefischt worden oder im Ozean ertrunken.

Die letzte Zeit vor der Ankunft in Neuyork war die denkwürdigste von Millers Leben an Bord; die freundlich-herzliche Geselligkeit der Mitreisenden steigerte sich von Tag zu Tag. Nur ein paar töchterreiche Mütter, Schmeichler und Komplimentenschneider verdarben ihm die Laune. Als das erste Begleitschiff nahe an Bord der

„City of Glasgow“ herankam und die Post überlieferte, verlangte wenige Minuten danach Kapitän Goodman Miller zu sprechen.

Beim Betreten seiner Kabine reichte er ihm ein Telegramm. „Lesen Sie das, bitte, mein Herr,“ sagte er barsch.

Miller las: „Gerettet durch ‚City of Edinbourgh‘. Hinterlassen Sie meine Koffer der Schiffsgesellschaft. Komme mit nächstem Schiff nach. Lord Payne, Queenstown.“

„Nun ist Lord Payne also doch gerettet worden, das freut mich.“

Erregt rief der Kapitän: „Und Sie, mein Herr, sind Sie ein Betrüger, ein Hochstapler, he?“

„Keine Übereilung, Kapitän Goodman! Ich bin Henry Miller, amerikanischer Braumeister und war Zwischendeckspassagier auf der ‚City of Edinbourgh‘, die nach Liverpool fuhr. Sie haben Lord Payne vom Schiff verloren und — mich für ihn aufgefischt. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen, Doktor Brown und allen Gästen im Speisesaal meinen richtigen Namen nannte? Aber was half mir dies? Niemand wollte mir glauben. Da man es wünschte und ich fürchten mußte, als Irrsinniger behandelt zu werden, blieb ich Lord Payne. Konnte ich unter so zwingenden Umständen anders handeln? Ich führte das Leben eines Lords, statt mich als Verrückten in die Zwangsjacke stecken zu lassen.“

Die finstere Miene des Kapitäns hellte sich auf. Zuletzt lachte er hellauf. In bester Laune wandte er sich Miller zu. „Sie haben Ihre Lordrolle recht gut gespielt. Das ist für mich ein köstlicher Spaß, damit ziehe ich unseren Schiffsdoktor und den berühmten Irrenarzt Sir Frederik Sawyer gehörig auf. Die heiratslustigen Witwen und

Zukunftsschwiegermütter an Bord werden böse Gesichter schneiden. Alle Wetter, Sie haben uns schön an der Nase herumgeführt."

„Herr Kapitän, ich wählte von zwei Übeln das kleinere. Lieber den Lord gespielt, statt mit klarem Verstand als Narr mißhandelt zu werden. Wer die Wahrheit nicht hören wollte, der mußte an mich als falschen Lord glauben. Glauben Sie nicht, Herr Kapitän, daß man über diese Geschichte am besten Gras wachsen ließe, statt sie in die Welt hinauszuschreien?"

„Was, Sie wollen uns Seeleuten den Spaß verderben? Das geht nicht, mein Herr. Wir müssen für die nächste Englandfahrt Unterhaltungstoff haben, dann sollen Sie gute Tage an Bord haben, wenn Sie dabei mitmachen."

„Topp, es gilt, Herr Kapitän. Aber für den richtigen Lord mag's kein besonderer Spaß sein, so wenig wie für andere Leute."

„Sie haben recht. Unangenehm ist die Geschichte für die Schiffsgesellschaft, wenn's herauskommt. Aber den Schiffsdoktor muß ich necken, anders tu ich's nicht," beharrte launig der Kapitän.

„Necken Sie nach Belieben," erwiderte Miller, „aber ich wollte nach Liverpool und nicht nach Neuyork zurückreisen, Herr Kapitän."

„Sie wollen damit sagen ..."

„Offen gesagt, ich habe des Lords Bargeld an Bord ausgegeben. Könnte es zwar teilweise von gewonnenem Spielgeld zurückzahlen, aber dann bleibt mir nichts übrig zur nächsten Englandfahrt."

„Überlassen Sie das mir," sagte gutmütig der Kapitän. „Der Lord ist so reich, daß er das Geld nicht vermißt. So gut wie Sie wird er froh sein, das Leben behalten zu

haben. Garantiere Ihnen freie Überfahrt, Herr Miller, auf meine Verantwortung."

„Aber diesmal Salon und nicht mehr Zwischendeck."

„Jawohl! Salon sollen Sie haben und als Attraktion unserer nächsten Schiffsgesellschaft gelten," sagte der Kapitän lachend.

Und der joviale Seemann hielt treulich Wort.

# Schutz vor Betrug im Geldverkehr

Von Maximilian Panzer / Mit 4 Bildern

Betrügereien aller Art sind an der Tagesordnung, die Unsicherheit im Geldverkehr hat erschreckende Ausdehnung gewonnen, und man muß sich vor falschem Papiergeld nicht weniger in acht nehmen als vor nachgeahmten Unterschriften. Die Hilfsmittel im Kampf der Kriminalisten mit dem vielgestaltigen Verbrechertum sind allerdings auf einer hohen Stufe der Entwicklung angelangt, wovon man sich durch einen Gang in einem Kriminalmuseum überzeugen kann. Alle Erfindungen der Neuzeit sind angewandt worden, um den zünftigen Verbrechern ihre „Arbeit" möglichst zu erschweren. Solange man zur Feststellung einer Person nur auf die übliche Beschreibung mit oder ohne „besondere Kennzeichen" angewiesen war, die auf hundert Persönlichkeiten passen konnte, kam es häufig zu unliebsamen Verwechslungen und Täuschungen. Auch die Photographien, welche man dem „Verbrecheralbum" einverleibte, boten für das Erkennen noch keine unbedingte Zuverlässigkeit, obwohl mancher Gauner auf diese Weise entdeckt werden konnte; sie leistete immerhin mehr als der einfache „Steckbrief". Dann kam das von Alphonse Bertillon eingeführte Identifizierungsverfahren der Körpermessung, das im Laufe der Zeit in allen Kulturstaaten Verbreitung fand. Sämtliche durch Messung ermittelten Zahlen werden in ein vorgedrucktes Schema der Erkennungskarte eingetragen. Dazu kommt nun noch der Abdruck des Daumens, des Zeige-, Mittel- und Ringfingers der rechten Hand. Nachdem man diese Teile mit einer

besonderen Farbe schwärzte, wird die eigentümliche Musterung der in der Oberhaut befindlichen Linien durch Anpressen der Fingerglieder auf die Karte übertragen. Photographie, Messung und Fingerabdruck ergeben insgesamt Anhaltspunkte, die allen vorher üblichen Verfahren weit überlegen sind. Besonders wichtig sind für den Fall des Wiedererkennens einer verdächtigen Person die Abdrücke der Finger, denn die eigenartige „Zeichnung" der Haut an diesen Gliedern bleibt bei Erwachsenen für die ganze Lebensdauer unveränderlich. Von höchstem Werte ist dieses Verfahren deshalb, weil sich dieselbe Bildung der Hautbeschaffenheit niemals bei zwei Menschen in völlig übereinstimmender Weise findet. Sollte sich das äußere Ansehen einer Person auch noch so stark verändert haben, und führt der Verbrecher auch einen falschen Namen, die Vergleichung der Fingerabdrücke bietet die Möglichkeit, die Persönlichkeit unzweifelhaft festzustellen. Die Erkennungskarten sind nach der jeweiligen Sonderart der Fingerabdrücke so sinnreich geordnet, daß sie nach erneut vorgenommenem Abdruck rasch aufgefunden und verglichen werden können. Mag der Name falsch sein und die Verstellungsgabe noch so hochentwickelt, der Fingerabdruck wird zum Verräter. Viele Verbrecher sind auf diese Weise entdeckt worden.

Im Jahre 1912 verschwand aus dem Pariser Louvre ein Gemälde Leonardo da Vincis, die „Mona Lisa". Der Dieb, Vincenzo Perugia, hatte das Bild aus dem Rahmen gelöst und war damit unbemerkt nach Italien entkommen. Auf dem im Louvre von ihm zurückgelassenen Rahmen des Gemäldes hatte man den Abdruck seines linken Daumens entdeckt und photographisch aufgenommen. Da Vincenzo Perugia in Frankreich mehrere Male bestraft worden war, befanden sich dort bei der Polizei-

behörde außer den Photographien und den Körpermaßen auch die Abdrücke seiner Finger. Die genaue Übereinstimmung des ahnungslos hinterlassenen Daumenabdruckes auf dem Bilderrahmen führte zur Entdeckung des Diebstahls.

Bekannt ist die Tatsache, daß man Leute, die des Schreibens unkundig sind, statt ihres Namens Kreuze machen läßt — ein Unterschriftersatz, der natürlich nicht als hochwertig gelten kann, denn es geschieht leicht, daß jemand aus diesem Umstand Vorteil zu ziehen sucht und unter dem Vorwand, nicht schreiben zu können, mit den bekannten „drei Kreuzen" unterzeichnet. Amerika ist von jeher das Ziel zahlreicher Auswanderer gewesen, die weder lesen noch schreiben können. Hinterlegten solche Leute bei den sogenannten Einwandererbanken ihr Geld, dann gab es beim Abheben ihrer Guthaben häufig sehr unangenehme Überraschungen, wenn durch irgend einen frechen Betrüger der Betrag vorher abgeholt worden war. Da sich im Geldverkehr mit schreibunkundigen Einwanderern mannigfache Schwierigkeiten ergaben, kam es dahin, daß zahlreiche amerikanische Banken überhaupt keine Geldanlagen von solchen annahmen. Um diesen Übelständen vorzubeugen, verlangten viele dieser Bankgeschäfte an Stelle der primitiven Unterzeichnungen Abdrücke von den Fingern ihrer Kunden. Dr. H. Schneickert, der Leiter des Erkennungsdienstes in Berlin, wies kürzlich darauf hin, daß man dieses Verfahren auch auf den gesamten Scheck-



Linker Daumenabdruck Vincenzo Perugias.

und Kreditbriefverkehr ausdehnte, wodurch die Betrugsmöglichkeiten bedeutend erschwert, ja fast unmöglich gemacht wurden. Diese vor mehr als zehn Jahren in Amerika eingeführte Urkundensicherung gewann so viele Anhänger, daß nun auch Neuyorker und Chikagoer Banken



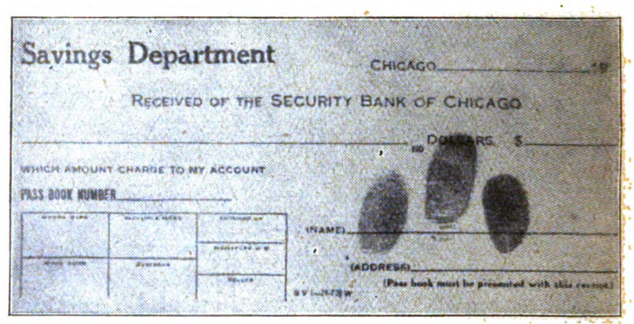
Phot. W. Gircke, Berlin.

Eine Bankangestellte macht von einem Geldempfänger Fingerabdrücke.

dazu übergegangen sind, außer der Unterschrift eines Kontoinhabers gewöhnlich die Abdrücke des rechten Zeige-, Mittel- und Ringfingers auf der bei der Bank hinterlegten „Signature Card" zu verlangen.

Es ist bekannt, daß oft trotz genauester Untersuchung von Unterschriften eine geschickt vollzogene Fälschung nicht erkannt worden ist; selbst geübte Spezialisten auf dem Gebiete der Schriftvergleichung haben sich getäuscht. Nach fachmännischem Urteil ist die Vergleichung und Feststellung von Fingerabdrücken durchaus nicht schwie-

riger, als dies bei Unterschriften der Fall ist. Mitunter kommt es vor, daß die Echtheit einer Unterschrift von einem in der Schriftkunde nicht ausgebildeten Bankbeamten überhaupt nicht einwandfrei festgestellt zu werden vermag. Anders liegt es bei der Prüfung von Fingerabdrücken; dabei ist die Sicherheit weit höher als bei der Vergleichung und Feststellung der Unterschriften. Und


Savings Department
CHICAGO ____________ 19__
RECEIVED OF THE SECURITY BANK OF CHICAGO
______________________________ 100 DOLLARS. $ ______
WHICH AMOUNT CHARGE TO MY ACCOUNT
PASS BOOK NUMBER ____________
(NAME) ____________
(ADDRESS) ____________
(Pass book must be presented with this receipt)

Fingerabdrücke auf einem amerikanischen Bankformular.

man darf behaupten, die Fälschung von Fingerabdrücken ist nahezu unmöglich. In Kriminalromanen ist wohl dann und wann davon erzählt worden, in Wirklichkeit aber kann man bezweifeln, daß derartige Fälschungen nicht als solche erkannt und festgestellt werden könnten. Nach dem Urteil von Fachleuten steht fest, daß hundertmal leichter eine Unterschrift zu fälschen ist, als es gelingt, einen Fingerabdruck nachzuahmen; der geübte Fachmann wird einen gefälschten Fingerabdruck von einem echten immer unterscheiden können.

Daß die amerikanischen Banken drei gleichzeitig aufgenommene Abdrücke verlangen, hat seine guten Gründe. Dadurch wird die Vergleichung und Identifizierung sehr erleichtert und jeder Versuch einer Fälschung bedeutend

erschwert. Wer an Ort und Stelle statt einer Unterschrift die Abdrücke seiner Finger vollziehen muß, wird sich hüten, das zu wagen; die Gefahr, unmittelbar als Betrüger erkannt und festgehalten zu werden, ist zu groß, als daß man die Probe darauf riskieren wird.

Bei der zurzeit bestehenden Unsicherheit im Urkunden- und Geldverkehr mit den Banken sollte man sich auch bei uns dazu entschließen, die in Amerika eingeführte Methode der Fingerabdrücke einzuführen. Mancher Betrugsversuch würde dadurch schon im Gedanken erstickt werden. Die geringen Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden sind, dürfen uns nicht abhalten, eine Einrichtung zu übernehmen, die sich bald als segensreich erweisen müßte. Mit diesem Verfahren wäre ein wertvoller Schutz vor Urkundenfälschungen aller Art, besonders aber im Scheckverkehr geboten, den man nicht ohne weiteres der Neuheit und Fremdartigkeit wegen ablehnen sollte. Neben der echten Unterschrift wäre der Fingerabdruck ein hochwertiges Sicherungsmittel vor beabsichtigtem Betrug. Und die Gewöhnung an diese Form urkundlicher Bestätigung würde gewiß rascher erfolgen, als man denkt. Dr. H. Schneickert erwähnt einen Fall, in dem eine gegebene Unterschrift abgeleugnet und bestritten wurde, und fügt hinzu: „Was hätte hier ein Fingerabdruck n e b e n der bestrittenen Unterschrift für eine Beweiskraft! Aber leider ist bei uns der Fingerabdruck trotz seiner unerreichbar zuverlässigen Beweiskraft noch nicht in die Beweissicherung gerichtlicher, notarieller oder geschäftlicher Urkunden eingeführt worden. Bei allen wichtigen gerichtlichen Urkunden müßte der Fingerabdruck des Verpflichteten als entscheidendes P e r s ö n l i c h k e i t s s i e g e l die eigenhändige Unterschrift begleiten. Nur im P a ß w e s e n hat sich während des Krieges auch bei uns der

Fingerabdruck bewährt, beispielsweise in Bayern und im Grenzverkehr. Einige amerikanische Staaten verlangen heute noch den Fingerabdruck des Paßinhabers, aber bei uns ist dies leider nicht allgemein eingeführt."

In Amerika benützt man dieses bisher nur in der Kriminalistik herkömmliche Verfahren auch zu anderen Zwecken. Es ist dort wiederholt versucht worden, die Kinder reicher Leute zu entführen, um nachher Erpressungen auszuüben. Nachdem Kinderräuber es zweimal unternahmen, den vierjährigen Sohn Cecil des Großkaufmanns George Duncan in Detroit zu entführen, ließ die besorgte Mutter von ihrem Söhnchen auf der Polizei Photographien und Fingerabdrücke herstellen, um den Behörden bei einem etwaigen Gelingen eines wiederholten Raubanschlages Hilfsmittel an die Hand zu geben.

Da es öfter vorgekommen ist, daß in großen Krankenhäusern Säuglinge absichtlich oder unfreiwillig vertauscht oder verwechselt wurden, sucht man solche Vorkommnisse in Amerika neuerdings unmöglich zu machen. Nach der Geburt eines Kindes werden dort in Spitälern auf einem Blatte Fingerabdrücke der Mutter und ihres Kindes vorgenommen, um auf diese Weise die Zusammengehörigkeit beider festzustellen; damit sind Verwechslungen, die auch bei uns da und dort vorgekommen sind, unmöglich geworden. Es dürfte sich für uns empfehlen, diese Sicherungsmaßregeln gleichfalls einzuführen. Kinder, die oft schon im Säuglingsalter in den Waisenhäusern Aufnahme finden, könnten dann niemals mit anderen verwechselt werden. Daß in älteren Romanen der Hauptkonflikt der Handlung auf vorsätzlicher oder zufälliger Vertauschung von Kindern beruhte, wäre wohl kaum möglich, wenn ähnliche Verwechslungen im Säuglingsalter nicht so leicht möglich wären.

Aus dem Ausland kamen verschiedentlich Nachrichten, daß es in Alimentationsprozessen möglich geworden sei, in strittigen Fällen die Vaterschaft durch Vergleichung der Fingerabdrücke nachzuweisen. Diese Behauptungen sind indes mit Vorsicht aufzunehmen, da diese Untersuchungen nicht in genügender Weise wissenschaftlich begründet sind. Die Vererbungsfragen sind noch nicht als gelöst zu betrachten. Der Berliner Biologe Professor Dr. Boll ist seit Jahren mit Fingerabdruckstudien vom Standpunkt der Vererbungslehre beschäftigt. Wenn diese Forschungen auch noch nicht als endgültig zu betrachten sind, so läßt der bisherige Stand des Erreichten doch hoffen, daß diese Fragen einmal gelöst werden. Damit wäre bei strafbaren Kindsunterschiebungen und in Fällen, wo es sich um den Nachweis der Vaterschaft handelt, viel erreicht.

Auf alle Fälle ist es mit dem Fingerabdruckverfahren möglich, kriminellen Möglichkeiten der verschiedensten Art mit hochgradigster Sicherheit vorzubeugen. Wenn es auch bei dem starken Beharrungsvermögen der Menschen noch lange dauern mag, bis sich diese Methoden zu allgemeinerem Gebrauch durchsetzen, so wird es doch einmal dahin kommen, daß man ihre Anwendung auch bei Urkunden und im Geldverkehr als selbstverständlich betrachten und schätzen wird.

Merkwürdig ist es übrigens, daß man in Europa diese eigentlich idealste Methode des Identitätsnachweises so spät anwenden lernte. Die Chinesen besitzen das älteste Werk, welches über gerichtliche Medizin verfaßt worden ist; es stammt aus dem Jahre 1248 und ist fast dreihundert Jahre früher entstanden als die bekanntesten europäischen Bücher über gerichtliche Medizin, die Bambergische Halsgerichtsordnung von 1507 und Karls V. Peinliche Gerichtsordnung von 1532. In dieser chinesischen

Sammlung finden sich zur Feststellung der Identität merkwürdige Angaben. Wenn im Zweifelsfalle die Verwandtschaft zweier Personen bewiesen werden sollte, dann wurde die Blutprobe gemacht. Die fraglichen Leute mußten sich einen Stich beibringen und das aus diesem austretende Blut in ein mit Wasser gefülltes Gefäß fallen lassen; man nahm an, das Blut von Vater und Kind oder Mutter und Kind müsse zusammenfließen. Trat das nicht ein, dann handelte es sich um Fremde. Wenn menschliche Skeletteile gefunden wurden, deren Herkunft zwar unklar erschien, wo aber doch die Vermutung bestand, es könnte sich um Überreste einer bestimmten Person handeln, so wurden deren Kinder veranlaßt, ihr eigenes Blut auf einen von dem Skelett stammenden Teil fallen zu lassen. Drang das Blut in den Knochen ein, so nahm man an, daß es die elterlichen seien. Ähnlicher Aberglaube war auch in allen europäischen Kulturstaaten verbreitet.

Aber in der chinesischen Rechtspflege war schon seit alter Zeit der Fingerabdruck zu verschiedenen Zwecken üblich; in einem Gesetzbuch aus dem siebten Jahrhundert vor Christus finden sich Vorschriften darüber. Man nahm Abdrücke der Daumenspitzen, und zwar der linken bei Männern und der rechten bei Frauen; diese Fingerabdrücke galten nicht nur als Unterschrift von Geständnissen und Zeugenaussagen an Stelle der persönlichen Namensunterzeichnung, sondern sie kamen auch bei den Signalements von Verbrechern zur Verwendung; daß man im chinesischen Paßwesen den Abdruck der ganzen Hand forderte, beweist, daß man dort den Wert dieses idealen Identitätsverfahrens richtig einzuschätzen verstand. Aber auch in anderen östlichen Ländern benützte man Finger- oder Handabdrücke. Im alten Indien dienten, unter König Asoka, Fußabdrücke zu ähnlichen Zwecken. Den Weg nach

Europa fand dieses Verfahren aber erst in neuerer Zeit aus Indien, wo es bei Gericht benützt wurde. Sir W. Herschell sammelte Material darüber, das Galton wissenschaftlich ausarbeitete; sein erstes Werk stammt aus dem Jahre 1892, in welchem auch Bertillon ein Buch über seine Messungen veröffentlichte. Die indische Regierung stützte sich auf das Ergebnis einer Kommission, in dem zum Ausdruck gelangte, daß Galtons System dem Bertillonschen wegen seiner Einfachheit, Billigkeit, Schnelligkeit und Zuverlässigkeit vorzuziehen sei. Es wurde daraufhin zunächst in einem großen Teil Indiens eingeführt.



Radiographischer Fingerabdruck.

Seitdem sind verschiedene Verfahren ausgearbeitet worden, womit es gelingt, Spuren von Händen und nackten Füßen, die sonst für das bloße Auge nicht wahrnehmbar sind, sichtbar zu machen. Zu den neuerdings zur Einführung im Erkennungsdienst als wertvoll bezeichneten Methoden gehört die von einem französischen Arzt ausgedachte radiographische Aufnahme der Finger. So bestechend nun der Eindruck der auf diese Weise erlangten Zeichnung der Papillarlinien samt der Knochenbildung auch erscheint, so besteht doch bei den Praktikern die Auffassung, daß dieses Verfahren nicht zu empfehlen ist.

Bei dem Stand der heutigen Technik der Röntgenphotographie bietet die Aufnahme von Fingergliedern oder der ganzen Hand keinerlei Schwierigkeiten. Seit Konrad Wilhelm Röntgen vor fünfundzwanzig Jahren die von ihm entdeckten Strahlen als X-Strahlen bezeich-

nete, sind in verhältnismäßig rascher Folge reiche Erfahrungen gesammelt worden, und die Apparaturen erlangten eine so hohe Durchbildung, daß niemand bei derartigen Aufnahmen der geringsten Gefahr ausgesetzt wäre und sich deshalb weigern dürfte, ein Röntgenbild seiner Hand aufnehmen zu lassen, weil damit vermeintlich oder nur vorgeblich Schädigungen verbunden sein könnten. Zu kriminellen Zwecken handelt es sich um eine Belichtungsdauer von Sekunden, da ja nicht beabsichtigt ist, eine sogenannte Tiefenaufnahme zu erlangen, wodurch die feinsten Teile des Knochenbaues sichtbar werden. Im Jahre 1896 war es noch unerläßlich, fünfzehn Minuten hindurch zu belichten, um eine für den Chirurgen aufschlußreiche photographische Kopie einer Hand zu erhalten. Die Röntgentechnik wurde jedoch so bedeutend verbessert, daß seit 1921 die Belichtungszeit zur Aufnahme einer Hand mit eingelagertem Fremdkörper nur noch vier Sekunden beträgt. Von Schädlichkeit kann also durchaus nicht die Rede sein. Trotz der leichten und gefahrlosen Anwendung der Röntgentechnik wird sich das obengenannte Verfahren in der Kriminalistik kaum einführen.

Bedenkt man, daß ein so idealer Identitätsnachweis, wie ihn der Fingerabdruck bietet, so frühe im fernen Osten bekannt war und in der Rechtspflege und im Paßwesen Anwendung fand, so wird man sich wundern, daß es so lange währte, bis er in Europa in Gebrauch kam. Bei der allgemeinen Rechtsunsicherheit, die seit dem Weltkriege überall entstanden ist, wird es wohl dahin kommen, daß sich der Fingerabdruck neben der Unterschrift im Verkehrswesen Geltung verschafft. Und mancher Betrug wird dadurch unmöglich gemacht werden.

# Was verhütet das Anstoßen im Dunkeln?

Von Hermann Radestock

Irgend ein Dorf in Innerafrika oder Neuguinea wird in dunkler Nacht von einem feindlichen Stamm überfallen. Während die Männer sich verteidigen und das Eindringen aufzuhalten versuchen, fliehen Frauen und Kinder, mit der nötigsten Habe bepackt, in den Busch und Wald. Trotzdem die Nacht stockdunkel, der Pfad durch Hindernisse aller Art fast ungangbar ist und die Flüchtlinge keine Hand zum Tasten freihaben, kommt es doch höchst selten vor, daß die Stirn von herabhängenden Zweigen und im Weg stehenden Baumstämmen getroffen und verletzt wird; ebenso beim Verbergen in einer Höhle, die endlich erreicht wird, an deren unebenen Wänden: der feinfühlige Stirnfernsinn warnt, bevor es zu spät ist.

Ein uns näher liegendes Beispiel: Mitten in einem großen hohen Saal steht eine zwei bis drei Meter hohe und lange Kiste. Jetzt schicken wir verschiedene Personen mit verbundenen Augen aber freien Stirnen hinein ohne irgendeine Mitteilung, nur mit der eigentlich auch unnötigen Mahnung, nirgends anzustoßen. Ein jeder tastet sich nun langsam mit Händen und Füßen vorwärts; allmählich werden bestimmte Personen sicherer im Vorwärtsbewegen. Die Betreffenden bewegen sich, solange sie von den Wänden des Saales und der Kiste weit entfernt sind, ziemlich schnell, ohne die Hände und Füße zum Tasten zu gebrauchen. Plötzlich, in einer gewissen, bald größeren, bald geringeren Entfernung vom Hinder-

nis, bleiben sie stehen, pendeln erst mit vorgebeugtem Kopf hin und her und fangen wieder an zu tasten, bis sie so die Wand erreichen und berühren, ohne sich zu stoßen.

Für Blinde ist ein guter Fernsinn von größtem Wert. Es war schon früher aufgefallen, daß manche sich auch in ihnen völlig unbekannten Räumen auffallend schnell und gut zurechtfanden. Um nun den besonderen Anteil, der dem früher nicht beachteten Fernsinn bei der guten Orientierung der Blinden zukommt, sicher zu ergründen und zu bestimmen, ließ Professor Huna dem auf einem Stuhl sitzenden Blinden die Fernsinnobjekte, kleine Bretter, Platten und ähnliches an Stangen, bald von vorn, bald von der Seite dem Gesicht nähern. Dies Verfahren besaß als Beweiswert den Vorteil, daß der Blinde nicht wußte, aus welcher Richtung irgendein Hindernis kam. Dr. Wölfflin ließ nun neuerdings, um die Versuche mehr dem praktischen Leben anzupassen, seine großen Gegenstände, an Stricken befestigt, von der Decke des großen Saales bald hier, bald dort so weit herabhängen, daß sie etwas über Gesichtshöhe der suchend Umhergehenden, deren Ohren übrigens mit Watte verstopft waren, herabreichten. Von vierzig Blinden, die an der Fernsinnprüfung teilnahmen, zeigten sich fast alle mehr oder weniger mit dieser Eigenschaft begabt, aber nur neun unter ihnen erwiesen sich als ungewöhnlich feinfühlig. Der beste „Fernfühler" erkannte und unterschied die Wände und Hindernisse des Saales beim ersten Gang schon auf vier Meter, beim vierten auf fünf, beim neunten auf sieben Meter, durchschnittlich, und zwar an allen Tagen sich gleich bleibend, auf sechs Meter Entfernung. Das Auftreten des Ferngefühls verglichen auf Befragen die meisten Blinden mit einer leisen Berührung. Eine äußerliche Ortskennzeichnung des Sinnesorgans war nicht zu ent=

decken. Daß es die Stirn ist, auf der sich das Ferngefühl äußert, geht auch daraus hervor, daß fast jeder Blinde die Annäherung an ein schräg parallel zur oberen Stirn gerichtetes Holzbrett zeitiger und stärker fühlte, als wenn das Brett wieder senkrecht herabhing. Schließlich wurde auch noch durch Maskierung oder Entblößung verschiedener Teile des Kopfes und Oberkörpers bei den Suchgängen übereinstimmend mit den Angaben der Blinden unzweideutig festgestellt, daß die ganze Stirn zwischen den beiden Schläfen der vorzüglichste und eigentliche Sitz des Fernfühlers ist, in weitem Abstand und nur bei wenigen Personen folgen dann noch Backen und Nacken, aber nie die Arme oder Hände. Nach leichter, aber vollständiger Verhüllung des ganzen Kopfes erwies sich das Ferngefühl bedeutend abgeschwächt, bei doppelter Hülle versagte es gänzlich. Es wurde festgestellt, daß dieses Ferngefühl kein sogenannter „Ersatzsinn" ist, der sich erst nach der Erblindung entwickelt. Wäre dies so, dann hätten die schon in früher Jugend Erblindeten den besten Fernsinn zeigen müssen, was durchaus nicht der Fall war. Übung spielte allerdings eine gewisse Rolle, wie dies ja auch bei der Ausbildung aller anderen Sinne der Fall ist, aber über die von der Natur gezogene Grenze der Entwicklungsfähigkeit dieses Sinnes gelangt niemand hinaus. Ja, es zeigte sich, daß viele Personen mit normaler Sehkraft ein besseres Ferngefühl zeigten als Blinde.

Handelt es sich nun wirklich um einen besonderen neuen, das heißt, einen „sechsten Sinn", oder könnte man ihn sich nicht durch den Gefühlssinn oder durch das Zusammenwirken bisher bekannter Sinne erklären? Selbstverständlich fühlt der Blinde wie der Sehende mit verbundenen Augen auf eine gewisse Entfernung die Annäherung an einen Eisblock oder den geheizten Ofen.

Aber während die Blinden das Wärmegefühl erst in 1,8 Meter empfanden, stutzten sie über das Ofenhindernis bereits bei drei Meter Entfernung. Man könnte auch an die vor dem jeweiligen Hindernis beim Näherkommen erzeugten und auf das Gesicht des Gehenden zurückprallenden Luftwellen denken. Aber die Wirksamkeit des Fernsinnes zeigte sich in unverminderter Stärke, auch wenn die Blinden stundenlang ruhig in einer bestimmten Entfernung vor dem Hindernis standen oder sitzen blieben.

Was die Ohren betrifft, so waren sie bei allen Versuchen den Blinden mit feuchter Watte verstopft worden, oder sie hielten sie sich selbst mit den Zeigefingern zu. Bei diesen Versuchen zeigte sich oft, daß Personen mit schlechtem Gehör, ja sogar Taubblinde, einen ausgezeichneten Fernsinn besaßen, während anderseits Feinhörige ziemlich mangelhaft fernfühlten. Anziehend und überzeugend wußte Dr. Wölfflin die Bedeutung der ebenfalls in Betracht kommenden Schwerkraftwirkung der Hindernisse klarzulegen. Die Bogengänge unseres inneren Ohres vermitteln uns bekanntlich nicht nur das Gefühl, ob unser Körper sich mit seiner Unterlage im Gleichgewicht befindet, sondern dieses Gefühl äußert sich bei stark empfindlichen Personen auch bei Masseneinwirkung von oben oder von den Seiten, oft bis zu Schwindelanfällen, wie dies beispielsweise beim Schreiten oder Kriechen durch enge Gänge und Höhlen der Fall war. Wesentlich ist dabei nicht nur die Größe, sondern noch mehr die Masse und Schwere der Hindernisobjekte. Bei Wölfflins Versuchen zeigte sich folgende Merkwürdigkeit: Eine große, schwere Eisenplatte wurde auf 1,65 Meter Entfernung wahrgenommen, ebenso wenn eine zweite neben die erste gehängt wurde, und erst bei drei solchen Platten vergrößerte sich die Wahrnehmungsgrenze auf zwei Meter. Nun wur-

den ebensogroße Holztafeln benützt. Hier genügte trotz des viel leichteren Stoffes bereits eine Tafel, um auf 3,15 Meter den Fernsinn in Tätigkeit zu setzen. Die Schwerkraft äußerte sich bei Hinzufügen der zweiten Tafel nur durch eine auf 3,20 verbesserte Wahrnehmung der Entfernung, die sich bei drei Tafeln auf 4,10 Meter erhöhte. Endlich kamen noch ebensogroße Pappkartons, die bedeutend leichter als die Holztafeln waren, an die Reihe. Jetzt wurden ein Karton auf 2,30, drei Kartone auf 4,60, fünf Kartone auf 5,20, sieben Kartone auf 7 Meter Entfernung wahrgenommen. Diese den Gesetzen der Schwere und Massenanziehung allein gar nicht entsprechenden Zahlen zeigen, daß neben dem Gefühlssinn für Schwerkraft noch ein anderer, eben der Fernsinn, durch die Stoffmassen angeregt wird, und daß die betreffenden Stoffe anders auf den Fernsinn wirken als auf alle übrigen fünf Sinne. Um welche von den Stoffen ausgehende Wellen oder Strahlen physikalischer oder chemischer Natur es sich hierbei handelt, ist noch unbekannt; nur daß es keine Radiumstrahlen sind, weiß man bestimmt.

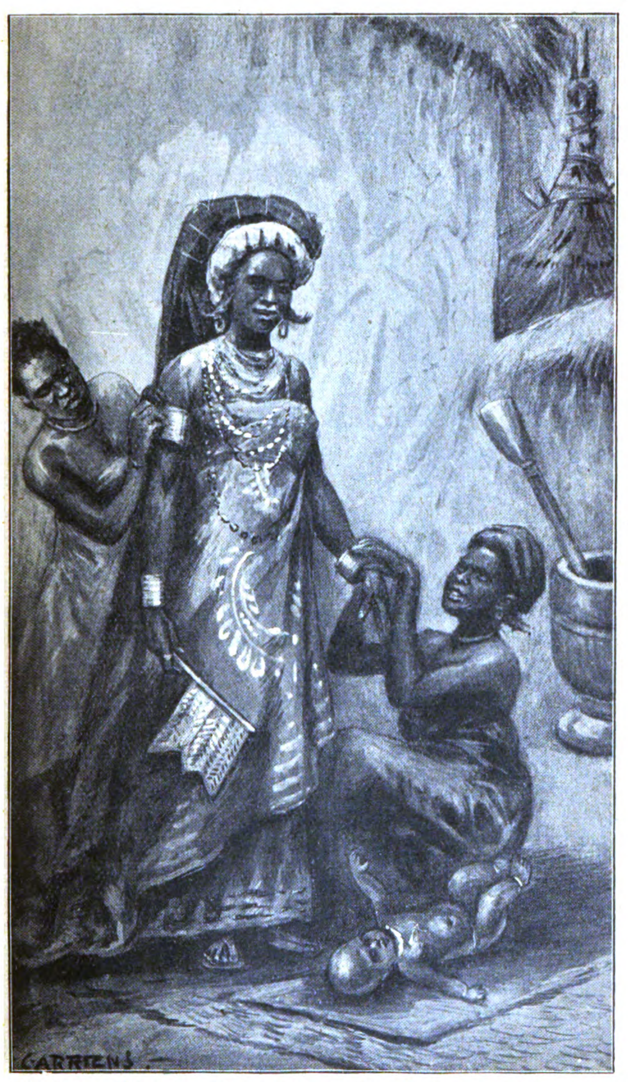
Besonders charakteristisch für das neue Sinnesorgan ist, daß es dieselbe unsymmetrische Eigenschaft aufweist, welche auch für den Gehörsinn festgestellt wurde: die rechte und die linke Schläfe zeigen bedeutende Unterschiede der Fähigkeit im Fernwahrnehmen bei einer und derselben Person. Ferner kann man auch von einer Nachempfindung sprechen: der Fernfühlende empfindet nicht nur, und zwar auf fünf Zentimeter Wegstrecke genau, beim Weggehen von einem Hindernis den Augenblick der Ausschaltung seines Fernsinnes, sondern auch dessen kurz und matt nachklingendes Wiedererwachen nach einem Zeitraum von dreißig bis sechzig Sekunden.

# Kindererziehung bei den Negern

Von C. Arriens / Mit 7 Bildern

Das Glücksgefühl, das wohl alle Eltern bei der Geburt eines kleinen Erdenbürgers empfinden, wird im schweren Lebenskampf unserer Tage leider nur zu oft durch die Aussicht auf vermehrte Schwierigkeiten und Sorgen um das tägliche Brot getrübt. Da haben es die Väter und Mütter der Schwarzen besser; sie sind der Sorge um teure Kleider, Strümpfe, Stiefel, Schulgeld und Bücher für ihre Kleinen überhoben. Unter solchen Umständen sollte man denken, daß jene bevorzugten Bewohner ferner Erdteile, die unter Palmen wandeln, sich einer besonders zahlreichen Nachkommenschaft erfreuen. Und doch ist dies nicht so, denn bei der durch die Natur des Landes bedingten Lebensweise ist eine Negermutter viel zu sehr mit der Aufpäppelung des einzelnen Sprößlings beschäftigt, als daß die Kinderschar sich rasch vermehren könnte. Negermütter stillen ihre Kinder bis zum dritten und vierten Jahre, ja oft sogar noch länger, und bis das Kind richtig gehen und laufen kann, schleppen die Mütter das kleine Wesen auf dem Rücken mit sich herum.

Die Geburt eines Kindes wird als große, heilige Angelegenheit angesehen; lange vorher hat sich die junge Mutter, um das Gedeihen des zu erwartenden Nachkommen nicht zu gefährden, mancherlei mühevolle Verrichtungen und Enthaltung von dieser oder jener geschätzten Leibspeise aufzuerlegen. Es sind das Handlungen, beziehungsweise Unterlassungen, die totemistischen und fetischistischen Anschauungen entspringen, wie sie im Negergehirn zu ganz besonderer Entfaltung gelangt sind.



Die junge Mutter wird zu ihrem ersten Ausgang geschmückt.

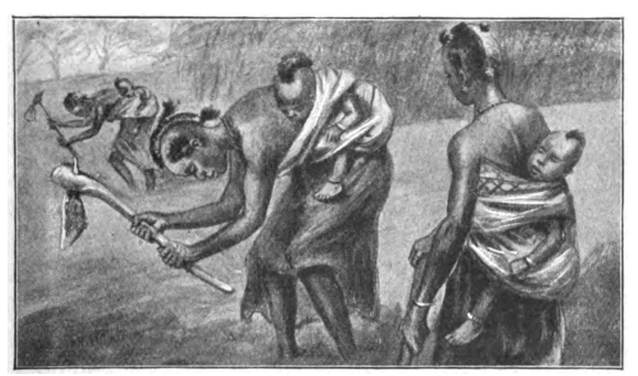
Ist das junge Menschenwesen, das nach der Geburt fast so hell wie ein weißes ist, glücklich in der Welt angelangt, so wird es von den Freundinnen gewaschen und betreut. Die junge Mutter bindet ihm Perlenschnüre oder auch nur rote Wollfäden um Hand- und Fußgelenke, und wenn es ein Mädchen ist, auch um die Hüften. Am siebten oder achten Tage seines Daseins entfernt ihm der Vater die Haare, was mit einem Rasiermesser einheimischer Arbeit vorgenommen wird oder, wenn man ein solches Instrument nicht besitzt, mit einem Glasscherben geschieht. Ist diese Prozedur beendigt, dann findet unter Zulauf aller Freunde und Sippengenossen das Namensfest statt, das mit Freudengeschrei, Tanzen und Schmausen unter Trommelradau endet.

Tags darauf schmückt sich die Mutter mit ihrem feinsten Staat, die weiblichen Verwandten behängen sie für diesen Tag mit ihren eigenen Perlen und Ringen, und so herausgeputzt, das Gesicht mit Rotholzfarbe geschminkt, die Fingerspitzen und Fußränder mit Henna rot gefärbt, macht sie nun bei allen Freundinnen der Reihe nach Besuche, wobei sie hoch geehrt und bewundert wird.

Von nun an trägt die geplagte Mutter ihr Kind bei jedem Ausgang und bei aller Arbeit mit sich herum. Das Kleine sitzt entweder in einem Tragfell, das sich die Mutter wie einen Tornister auf den Rücken hängt, oder in einem auf der Brust zusammengeknoteten Tuch. Diese beschwerliche Belastung hat ihre guten Gründe. In der Hütte würde das zarte Wesen leicht eine Beute der Ratten oder durch anderes Ungeziefer gefährdet werden. Es sieht recht possierlich aus, wie das kleine Menschenkind mit dem blanken, der Tropensonne ausgesetzten Schädel, der oft mit einem kugelförmigen Haarschöpfchen geziert ist, aus dem Tuch hervorschaut, und wie das Köpfchen

des kleinen Schläfers alle Bewegungen der Mutter mitmacht, dicht an ihren Rücken geschmiegt, ob sie nun schwatzt oder umherrennt, sich händeklatschend am Tanz beteiligt oder tief vornübergeneigt mit der Feldhacke Erdschollen loshaut.

Die Kinder werden reinlich und sauber gehalten. Um die Geburtshilfe ist es bei vielen Stämmen schlecht bestellt, denn es kommen oft gröbliche Versehen vor, und



Mütter mit ihren Säuglingen bei der Feldarbeit.

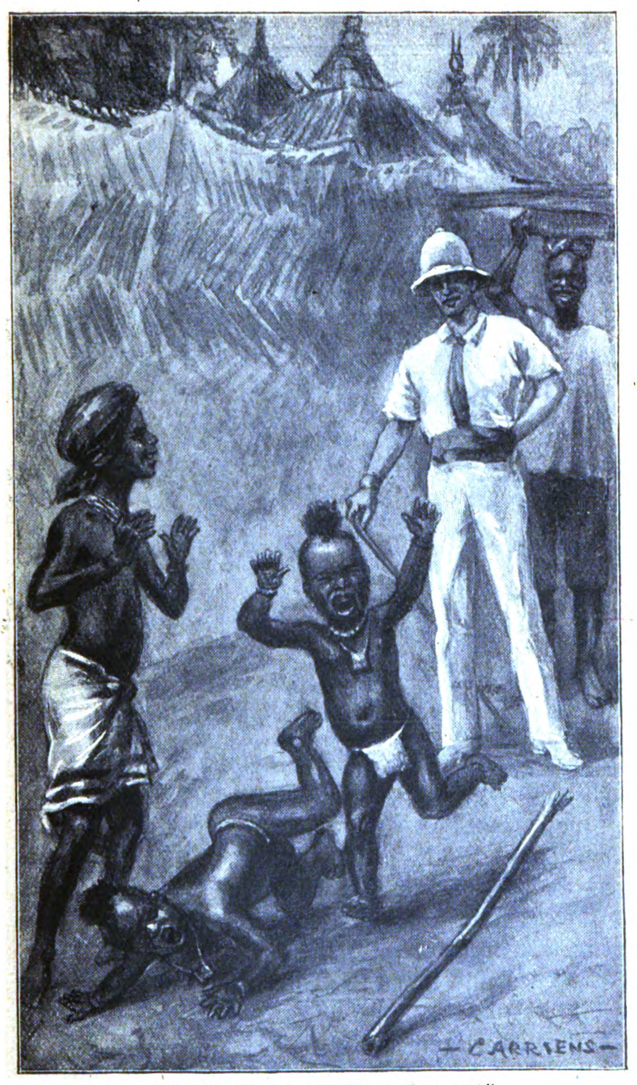
die Folge davon ist, daß viele Kinder einen Nabelbruch davontragen und mit dieser häßlichen Verunstaltung bis an ihr Lebensende behaftet bleiben. Einen ungewohnten Anblick bieten bei den Negerkindern die oft ganz erstaunlich dick aufgetriebenen Bäuche, eine Eigentümlichkeit, die sich allerdings auch bei anderen farbigen Rassen findet, die nicht ohne weiteres durch zu große Nahrungsaufnahme von aus Knollenfrüchten hergestellten Speisen (unseren „Kartoffelbäuchen" entsprechend) zu erklären ist, denn im Jünglingsalter, wo doch die gleiche Ernährungsweise fortgesetzt wird, verschwindet der jugendliche „Yamsbauch" völlig.

Sobald die Kinder über das erste hilflose Alter hinaus gediehen sind, ist ihr Aussehen meist recht angenehm, ja die Mehrzahl sind hübsche, anmutige Kinder. Wie bei uns der schwarze Mann wirkt auf sie der fremde Weiße als Schreckgespenst und Popanz. Mir ist es mehrfach begegnet, daß so ein kleiner, selbstzufriedener, an seinem Zuckerrohrstengel lutschender Dreikäsehoch bei meinem Anblick kehrtmachte und laut brüllend davonrannte.

Bei vielen Negerstämmen herrscht der Glaube, daß in jedem neugeborenen Kinde irgendein verstorbener Ahne wieder in das Leben getreten sei. Sachverständige, ältere Familienangehörige suchen deshalb sorgfältig nach Ähnlichkeiten und Äußerlichkeiten im Gebaren, die ihnen an verstorbenen Familienmitgliedern bekannt waren, und die Namengebung erfolgt deshalb mit Vorliebe nach einem Verstorbenen, an den derartige Wahrnehmungen erinnern. Findet man solche Merkmale nicht, so erhält das Kind zunächst einen vorläufigen Namen, bis nach weiterer körperlicher Entwicklung sich gewisse Ähnlichkeiten deutlicher erkennen lassen. Es geschieht auch hie und da, daß einem Kind bei jedem wichtigen Lebensabschnitt ein neuer Name gegeben wird.

Einige Volksstämme, wie die Muntschi am Benue, verehren die verstorbenen Groß- und Urgroßväter in Form eigenartiger Krüge, die nach Art der auch anderwärts bekannten Gesichtsurnen ihre Züge versinnbildlichen sollen. Zufälligkeiten, wie auffällige Narben des Verstorbenen oder ein Nabelbruch, werden an den Krügen angebracht, ebenso Perlenschmuck an den Hals und Ohren vorstellenden Teilen des Gefäßes.

Bei besonderen Anlässen werden die Kinder den „tönernen Großvätern" vorgeführt, deren Seele in ihnen



„Huh! Der weiße Mann kommt!"

wiedergeboren wurde. Das Kind übernimmt von da ab die Verpflichtung, alle Speiseverbote, zu denen der Verstorbene persönlich verpflichtet war, nun gleichfalls streng zu beachten, und zwar bis an sein Lebensende. Der tönerne Großvater, den man bis dahin, um ihn nicht neidisch zu machen, bei jedem freudigen Anlaß mit einem Opferguß bedachte, indem man das hohle



Die Zeremonie vor den „tönernen Großvätern".

Gebilde voll Hirsebier goß, ist von nun an bedeutungslos und ein gewöhnlicher Topf geworden, um den sich keiner mehr kümmert. Nur dem Fremden erscheinen diese Formen der Ahnenverehrung merkwürdig; der Neger empfindet dabei seiner ganzen Lebensauffassung nach geheime Schauer; er fürchtet sich, denn die Geister der Verstorbenen sind unter Umständen noch viel boshafter als die Lebenden.

Da die Neger zumeist Ackerbauern sind, so wird jeder neue Familienankömmling mit Jubel begrüßt, je mehr

Kinder, je mehr Hände, denn früh müssen sich die Kinder den Eltern hilfreich erweisen. Vergleichsweise könnte man sagen, die Jugend der Schwarzen wächst unter Verhältnissen auf, wie sie bei uns bei den Bauernkindern während der Schulferien gegeben sind. Sie werden überall von den Eltern zu nützlicher Arbeit angehalten, sie bringen dies und tragen das, sie gehen mit den Eltern aufs Feld, roden und jäten, sie schneiden Häcksel, eine so gefährliche Arbeit, daß der Priester sie dafür ins Gebet aufnimmt. Sie hüten das Vieh, treiben aber auch allerlei kindlichen Unfug, sie necken die Hunde oder reiten auf den Schafen.

Man könnte nun denken, daß die Kinder unter solchen Umständen ungebärdig und wild würden. Das ist aber durchaus nicht so; sie sind im Gegenteil durchgängig sanft und artig. Seiner alten Mutter bewahrt ein Neger bis an ihr Ende die liebevollste Zuneigung.

Der mütterliche Sinn der kleinen Mädchen äußert sich frühzeitig in ihren Spielen. Ihr liebstes Spielzeug ist ihre meist aus Holz geschnittene Puppe. Oft ist es aber nur eine große Yamsknolle, die, mit einer Perlenschnur aus bunten, harten Samenkernen geschmückt und in Tücher eingewickelt, nach Säuglingsart auf dem Rücken getragen wird. Von Zeit zu Zeit wird die Yamsknolle herausgewickelt, um mit aus Sand gebackenem Kuchen gefüttert zu werden oder zu anderen wichtigen Verrichtungen, die für ein so kleines Kindchen unerläßlich sind.

Wenn die Frauen zur Wasserstelle gehen, balanciert das kleine Töchterchen, hinter der Mutter her gehend, ihren eigenen kleinen Wassertopf auf dem Kopf, bis sie, ohne ihn mit den Händen zu stützen, es den Erwachsenen gleichzutun vermag. Mit kindlicher Haltung suchen

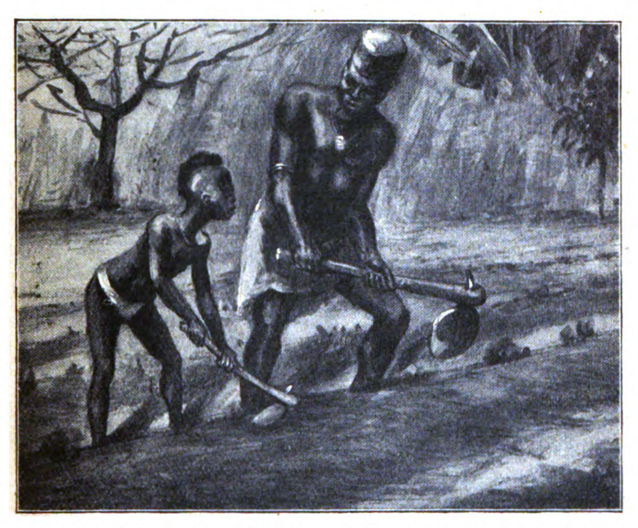
die Kleinen Gang, Haltung und jede Bewegung der Mutter nachzuahmen.

Auch die Spiele der Knaben sind meist Nachahmungen des Tuns und Treibens der Großen. Bei den Schwarzen beruht die Erziehung im wesentlichen auf dem Beispiel, das Vater und Mutter den Heranwachsenden von frühester Jugend an bieten. Insofern deckt sich ihre pädagogische Handlungsweise mit dem Ausspruch eines unserer großen Denker, der gesagt hat: „Die beste Erziehung wird durch das Beispiel der Eltern erreicht, das diese ihren Kindern bieten."

Leo Frobenius hat anmutig über diese Erziehungsweise der Schwarzen geschrieben: „Kann ein Junge erst ein klein wenig laufen, so nimmt der Vater ihn jeden Morgen mit zur Farm hinaus. Ermattet er auf den langen Wegen, so trägt er das Kind ein wenig, doch achtet er immer darauf, daß seine ganze Kraft ausgenützt und so weiter entwickelt werde. Auf der Farm angelangt, breitet er neben dem Felde, auf dem er arbeitet, ein Tuch aus und setzt das Kind darauf. Zuerst muß es zuschauen, wie der Vater arbeitet. Kommt die Frühstückspause, so nimmt der Alte neben dem Kleinen Platz, speist und gibt seinem Sprossen auch ein wenig ab. Ist das Tagewerk vollendet, so geht er mit seinem Buben heim. Der Vater macht dann ein ganz kleines Bündelchen von Yamswurzeln zurecht, das muß das Bürschlein auf den Kopf nehmen und heimtragen; auf diese Weise soll er sich beizeiten daran gewöhnen, Lasten zu balancieren, und es als etwas Selbstverständliches zu empfinden, wenn das Einhergehen mit der Mühe des Tragens verbunden ist. Der kleine Bursche muß wieder heimlaufen, und auch über kleine Rinnsale wird er möglichst selten hinweggehoben, damit er lerne, im Wasser die besten Stellen zum Durch-

schreiten zu erkennen und damit seine Beinchen kräftig werden."

Dann erhält der Kleine eine Hacke, die beim Schmied eigens für ihn hergestellt wurde. Gräbt nun der Vater die Erde um, zieht Furchen, oder schichtet Haufen, so ahmt der Knabe das Werk nach. „Wenn der Vater seine

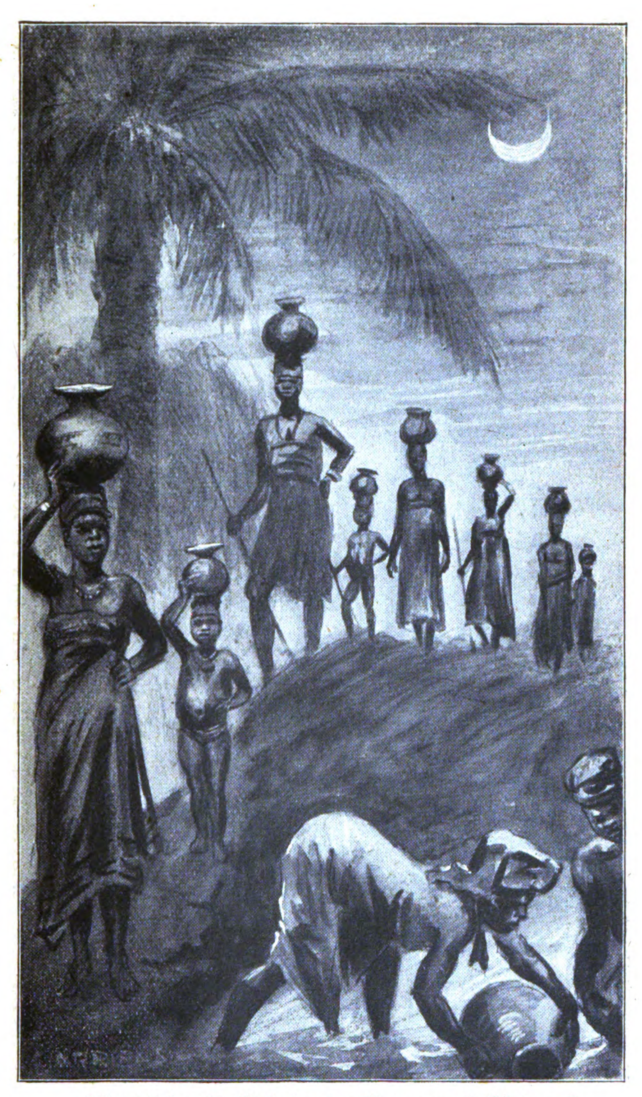


Der Vater unterweist seinen Sohn bei der Feldarbeit.

zehn Haufen aufgeworfen hat, muß das Kind wenigstens einen vollendet haben, den der Alte dann belehrend ausbessert. Ist er müde, so darf der Bube sich ausruhen, doch nicht zu lange, so daß er nicht etwa einschläft. Auch soll er nie so viel essen, daß er faul wird. Faul werden kann er abends. Sind sie heimgekehrt, so hat der Junge nicht sogleich die Erlaubnis, herumzuspringen und mit den Genossen zu spielen; damit er Gehorsam lerne, muß er

erst die etwa verzögerte Erlaubnis des Vaters abwarten. Wächst er weiter heran, so daß er diese Verrichtungen erlernt hat, Ordnung kennt und Freude am Werk hat, so wird sein Selbstgefühl dadurch gesteigert, daß der Vater ihm ein eigenes Feld gibt, Korn und Saat schenkt, so daß er neben der Pflichtarbeit für den Alten noch für ein eigenes Besitztum Sorge tragen kann. Dies Besitztum wird immer vermehrt, so daß er immer selbständiger wird. Auch weist der Vater ihm einen eigenen Platz im Gehöfte an, wo er erst eine oder mehrere Kammern bewohnen, später aber mit Hilfe seiner Kameraden und Altersgenossen ein eigenes Haus bauen kann. Zu diesem Unternehmen wird er durch freundlichen Gemeinzwang geführt, denn die Altersgenossen lachen den Burschen aus, wenn er sich nicht beizeiten an den Bau eines eigenen Hauses macht. Seine Tatkraft bleibt dem Familienverbande durchaus erhalten. Hat er seine Ernte eingebracht, so überreicht er den ersten Segen seiner Mutter als Geschenk, einen weiteren Anteil seinem Vater. Ist er mit Erfolg als Händler auswärts gewesen, so kauft er unterwegs ein besonders schönes Stoffstück oder sonstigen seltenen Kram als Gabe für seinen Vater, schenkt aber einiges Kaurigeld (Muschelgeld) von seinem Gewinn auch seiner Mutter. Und in dem Maße, in dem sein Anteil am Familienbesitze sich mehrt, und dementsprechend der des Vaters, der mehr und mehr auf das Altenteil angewiesen wird, abnimmt, sorgt er zunehmend für die Erhaltung der alternden Eltern. Ist er der Erstgeborene und mit jüngeren Brüdern gesegnet, so wird er deren Erziehung ebenso leiten, wie einst der Vater die seine, und das führt dann dazu, daß er auch für die Erziehung seiner eigenen Sprossen gut vorbereitet ist."

Auch die Mädchen haben vielerlei zu lernen, was



Abendliches Wasserholen der Frauen und Kinder.

später eine Frau alles verstehen muß, als da ist die Baumwolle zu entkernen und locker zu zupfen, den Faden zu spinnen und zu zwirnen, dann gilt es die Geheimnisse der Färbekunst zu ergründen, ja vorher die Farben aus selbstgezogenen Farbpflanzen erst herzustellen und dann die Krone aller weiblichen Geschicklichkeit, das Weben. Das Aufziehen der Fäden, das einfache Weben glatten Stoffes, das Weben in mehr oder weniger reichen Mustern. Das kleine Mädchen lernt Körbe flechten, grobe zum Gebrauch auf der Farm und im Haushalt und bunte und kunstvoll gemusterte Körbchen zur eigenen Ergötzung oder zu Geschenken, sie lernt die für den Haushalt nötigen Kalabassen mit schönen Brandverzierungen schmücken und kunstvoll färben, sie beschäftigt sich mit Töpferei, und lernt Kochen. Diese Kunst ist schwierig, denn es gibt allein an hundert verschiedene Zubereitungsarten der gepfefferten Spinatsoße, die aus Blättern des Baobabbaumes zubereitet wird, die allerdings je nach ihrer besonderen Feinheit nur ein Negergaumen zu unterscheiden vermag. Die Kochkunst ist wichtig für die spätere Hausfrau, da — wie dies auch anderwärts vorkommen soll — beim Neger die Liebe durch den Magen geht.

Einen großen Teil des Jahres wandert man täglich hin und zurück zur Farm, um dort die je nach der Zeit erforderlichen Arbeiten zu verrichten. Oft dehnt sich der Weg dahin eine Stunde weit bis in die Nähe der Wildnis, wo die Farm liegt. Abends trägt jedes seinen Teil Ernteerzeugnisse oder Brennholz auf dem Kopf heim.

Zur Reifezeit des Getreides errichtet man in den Feldern Gerüste, auf denen halbwüchsige Knaben tagsüber herumhocken und allerlei Kurzweil treiben. Die Bäume, die an den Äckern stehen, sind durch Taue miteinander verbunden. Die Jungen auf dem Gerüst vertreiben



Halbwüchsige Kinder schützen die Feldfrüchte vor naschhaften Vögeln.

sich die Zeit mit Singen und Trommeln auf selbstgefertigten Instrumenten. Die Enden der Taue halten sie in der Hand und bringen durch Zerren daran die Kronen der Bäume in Bewegung. Auf diese Weise vertreiben sie die naschlustigen Vögel aus der Pflanzung.

Der Übergang des Kindes zum Jüngling und zur Jungfrau vollzieht sich überall in den von Negern bewohnten Ländern unter feierlichen Zeremonien. Die Kinder werden zu dieser Zeit einige Wochen lang unter Aufsicht einer priesterlichen Persönlichkeit in einer im Walde abgelegenen Stelle gehalten und unterrichtet. Diese Vorbereitungen finden ihren Abschluß durch eine rituelle Zeremonie. Der Sinn der symbolischen Handlungen scheint der zu sein, daß das Kind gleichsam draußen im Busch stirbt und nach der Prüfungszeit sozusagen als ein von weit hergekommener Fremder von neuem wieder in das Leben tritt. Deshalb wird den jungen Leuten auch vielfach ein neuer Name gegeben. Auf das Gestorbensein deutet auch die weiße Farbe, mit der man die Kinder bei der Feier vom Kopf bis zu den Füßen bemalt, denn einen Toten stellt man sich weiß vor.

Derartige Gebräuche sind nicht einheitlich im ganzen afrikanischen Erdteil; die Zeremonien sind da und dort stark abweichend; die Hauptzüge aber finden sich sowohl in Ost- wie in Westafrika übereinstimmend. Wie ein solches Akabatalafest in Jaunde in Kamerun vor sich geht, hat Dominik beschrieben. Dort müssen die Knaben sechs Monate unter zeitweiligem Fasten und Kasteiungen im Busch leben. Auf dem Festplatz waren viele hundert Menschen versammelt; zahlreiche Musikanten bearbeiteten ihre Trommeln und Kürbisklaviere. Auf einer Holzbühne tanzten und sangen mehrere nackte, nur mit einem Schurz bedeckte Fetischpriester. Hinter ihnen standen die

Akabatalajünglinge, ganz nackt, mit weißer Tonerde bemalt; nach Frauenart hingen ihnen rotgefärbte, trockene Bananenbüschel um die Hüften. Bei den Fetischmännern lernten sie während des halben Jahres allerlei Tänze, die jeder einzelne dem Volke vorführen mußte. Nach Beendigung aller Zeremonien werden sie jubelnd von ihren Namensangehörigen begrüßt, von allen Seiten wird ihnen Essen gebracht und alles vereinigt sich zu gemeinsamem Tanz, der bis tief in die Nacht dauert. Spät in der Nacht noch gehen Weiber und Kinder nach Hause oder in den Busch; denn in dem Dorfe, in dem der Akabatala gefeiert ist, wird am anderen Morgen der sogenannte „Nso" gesprochen. Die jungen Männer werden feierlich in den Kreis ihrer Namensgefährten eingeführt und allerlei Zeremonien vorgenommen, von denen man nichts erfährt, weil auf ihren Verrat Todesstrafe steht.

Ein großer Teil der Negerländer untersteht heute dem Einfluß des Islam und damit sind die Anfänge einer Schulbildung verbunden. Der die geistlichen Funktionen ausübende Mann wird Moallim genannt; er ist zugleich der Dorfschulmeister, bei dem sich zu bestimmten Zeiten männliche und zuweilen auch weibliche Lernbegierige einfinden. Der Lehrer schreibt jedem Schüler auf eine hölzerne Tafel mit der Rohrfeder eine Koransure auf, und zwar jedem eine andere und je nach dem Stand seines Könnens und seiner Fortschritte und spricht sie ihm in der richtigen Betonung vor. Nun muß der Schüler sein Pensum gedächtnismäßig beherrschen lernen. Das geschieht indes nicht durch Nachdenken oder leises Lesen; jeder deklamiert, den anderen zu überschreien suchend, seinen Vers so lange her, bis er ihn mechanisch auswendig herzuleiern vermag. Die Intelligenteren lernen auf die Weise kleinere oder größere Teile des Korans

kennen und bringen es auch so weit, sich der arabischen Schrift für ihre späteren Geschäfte zu bedienen. Bei dieser Art des Unterrichts ist es begreiflich, daß man schon von weitem hört, wo Schule gehalten wird. Oft findet der Unterricht abends statt; die Schüler sitzen dann um ein loderndes Strohfeuer herum.

Eine etwas eigentümliche Einrichtung, eine Art von Jugendgemeinschaft, besteht in manchen Gegenden, wie beispielsweise im Nupeland. Alle unverheirateten Mädchen, die kleinen Kinder mit eingeschlossen, unterstehen der Aufsicht einer meist älteren weiblichen Person, die in allen Dingen ihnen mit Rat und Tat zur Seite steht. In der großen Stadt Bida war diese „Mädchenkönigin" oder Sonja eine alte Dame, die durch ihre ungewöhnliche Tracht sofort auffiel. Über ihrem Kopftuch trug sie einen grotesken Strohhut mit bunten Lederstreifen, wie ihn die Haussaherrn als Kopfschmuck bevorzugen, und der etwa die Bedeutung unserer Zylinderhüte hat. Ferner fielen an ihr graue, mit Straußenfedern bedeckte Sandalen auf, wie man sie sonst nur an Männern zu sehen gewohnt ist; in der Hand hielt sie einen Kommandostab. Jedermann erwies der freundlichen Alten besondere Ehren.

Nach Frobenius geht die Wahl einer Mädchenführerin, Jegbe genannt, in folgender Weise vor sich: „Eines Tages, mag es sein, daß die Mädels untereinander in Streit gerieten, den sie nicht selber zu schlichten vermochten, oder daß sie mit den Buben einen schwierigen Zwiespalt haben, oder daß sie sich sonstwie nicht zu helfen wissen, dann sagen die kleinen Dingerchen sich selbst, daß sie ohne eine Glucke nicht auskommen. So machen sie sich auf den Weg zu einer alten Frau, zu der sie unbedingtes Vertrauen haben. Sie sagen zu ihr:

,Wir möchten eine Jegbe haben.' Die Alte erwidert dann: ,An wen habt ihr denn gedacht?' Die Mädchen sagen: ,An die und die.' Als Jegbe wird gewöhnlich eine jüngere Frau gewählt, die Mutter eines Kindes ist, und noch Sinn für Jugendspiele und liebenswürdiges Wesen besitzt. Ist die so geartete junge Frau ein vertrauenswürdiges Wesen, das guten Ruf genießt, so ist die alte Ratgeberin mit dem Vorschlag der Kinder einverstanden, denn sie sollen nach Möglichkeit selbständig wählen, und man denkt nicht daran, ihnen einen Menschen aufzuzwingen. Nun gehen die Mädchen heim und jedes trägt den gemeinsamen Wunsch dem Vater vor, wobei sie sich auf den Rat der befragten Alten berufen. Es ist anzunehmen, daß auch der Vater, nachdem er mit seiner ersten Frau gesprochen hat, dem zustimmt. Bei überwiegender Mehrzahl beistimmender väterlicher Autoritäten ist der Fall erledigt. Der Erwählten wird das Ergebnis mitgeteilt, und sie sucht nun unter den kleinen Dirnen die Vernünftigsten und Vertrauenswürdigsten aus, die, mit Titeln versehen, mit ihr einen Stab bilden, welcher der Reihe nach folgende Namen trägt:

Nja Njegbe, das heißt Mutter Jegbe,
Bale, ihre Stellvertreterin,
Otun-Bale, die rechte Hand Bales,
Osi-Bale, die linke Hand Bales,
Ekeri-Bale, die vierte Bale,
Ekarun-Bale, die fünfte Bale,
Ekefa-Bale, die sechste Bale,
Balogun,
Otun-Balogun,
Osi-Balogun,
Ekeri-Balogun,
Ekarun-Balogun und
Ekefa-Balogun.

Von diesen hat immer die dritte der zweiten, die vierte der dritten und so fort zu gehorchen, so daß jedes der kleinen Persönchen in einem bestimmten Subordinationsverhältnis zu der vorhergehenden steht. Die elf kleinen Würdenträgerinnen sind die Gehilfinnen der Jegbe und haben ihr Amt ernst zu nehmen. Wenn die Jegbe an irgend einem Ort, wo bei den ihr unterstellten Kindern eine Unregelmäßigkeit vorkommt, nicht zugegen ist, so haben die etwa anwesenden Beamtinnen ihr Bericht zu erstatten. Die Jegbe leitet die Spiele der Mädchen, achtet darauf, daß sie die Tänze lernen, daß sie sich nützlich beschäftigen, keinen Streit beginnen, daß sie auch nicht belästigt werden, und liefert die ihr anvertrauten Kinder allabendlich nach beendigter Spielzeit im Gehöft daheim ab. Es versteht sich, daß die Jegbe ihrerseits den Dank der Eltern, in materieller Form gefaßt, zu schätzen weiß, und daß, wenn sie ihr Amt gut versteht, ihre Zöglinge bis an ihr Lebensende an ihr hängen."

Eine ähnliche Vereinigung und Vergesellschaftung findet auch unter den Knaben statt. Während die Mädchen sich eine jüngere Frau aussuchen, ist der Baba-Egbe meist ein älterer Mann. In diesem Falle geben die Väter dem Häuptling ihr Einverständnis mit der freien Wahl ihrer Kinder bekannt. Nun läßt der Häuptling den Mann zu sich kommen, teilt ihm die erfolgte Wahl mit und ermahnt ihn, seine Pflicht zu erfüllen. Nun setzt der Baba-Egbe in gleicher Weise, wie dies bei den Mädchen geschieht, seinen Stab zusammen. Das Ganze ist eine Nachahmung der Staatseinrichtung der Erwachsenen.

Diese erzieherisch höchst eigenartige, zum Nachdenken geartete Einrichtung ist offenbar alter Herkunft. Ihr liegt wohl die Idee zugrunde, daß jede Altersklasse eine ihnen an Alter und Erfahrung überlegene Person

selbst wählte, die von nun an, mit ihnen älter werdend, ihr Führer und Berater blieb.

Für die Mädchen verliert die Vereinigung mit ihrer Verheiratung ihre Bedeutung, auch wenn beim Zustandekommen ihrer Ehe häufig die Jegbe beteiligt war.

Für die Männer bleibt diese Vereinigung auch für das spätere Leben bedeutungsvoll. Leo Frobenius sagt darüber: „Wir treffen also auch hier, wie so häufig, die Erscheinung, daß der Mann von vornherein für die Gemeinschaft der Geschlechtsgenossen, das heißt für die Bildung des Staates, viel stärkere Veranlagung zeigt als die Frau. Freit ein Bursche später, so ruft er seine Egbegenossen zusammen, daß sie ihm beispringen und seines Schwiegervaters Acker mit bestellen helfen. Heiratet einer, so kommen sie alle gemeinsam zur Errichtung des neuen Hauses zusammen. Freit er, so verschönert ihre Wiedervereinigung das Dorffest. Jede Schwierigkeit im Leben findet die Burschen des gleichen Egbe vereinigt. Bis zum Grabe hält dieser in der Jugendzeit errichtete Bau aus, und wenn Greise zutunlich beieinander hocken und schweigend oder plaudernd dem Genusse des Gesellschaftsinstinkts folgen, so darf man vermuten, daß ihrer Freundschaft Grundstein dermaleinst im Egbe gelegt worden ist."

# Reinhaltung des Mundes bewahrt vor vielen Krankheiten

Von Dr. Thraenhart

Die Mundhöhle ist die Eingangspforte in den menschlichen Körper; alle Speisen und Getränke gelangen nach längerem oder kürzerem Aufenthalt im Mund in den Magen. Außerdem wird der sich stets sammelnde Speichel verschluckt. Auch derjenige Teil der Einatmungsluft, der nicht den Weg durch die Nase findet, geht durch den Mund in die Lungen. Daher ist es klar, daß ein gesunder, rein gehaltener Mund von wesentlicher Bedeutung für die Gesundheit des ganzen Körpers ist, daß dagegen alle Schädigungen in einem kranken Munde den Magen, die Lungen und den ganzen Organismus ungünstig beeinflussen.

Eine unreine Mundhöhle mit faulenden Speiseresten erzeugt auch übeln Mundgeruch, der jeden Menschen anwidert. Von dieser fauligen Mundluft wird bei jedem Atemzug ein gut Teil mit eingeatmet und somit die Einatmungsluft fortwährend verpestet, als wenn man in einem verseuchten Raume atmete.

Reinhaltung der Zähne ist eine der ersten hygienischen Bedingungen. Bei jeder Mahlzeit bleiben Speisereste in und zwischen den Zähnen sitzen; in der feuchten Wärme zersetzen sie sich schnell, gehen in Fäulnis über und bilden einen guten Nährboden für alle Pilze und Krankheitskeime, die aus der Luft eingeatmet werden können.

Namentlich bei ganz kleinen Kindern ist das Reinhalten des Mundes von den ersten Lebenstagen an nötig, um schmerzhafte Mundkrankheiten und lebensgefährliche

Verdauungsstörungen zu verhüten. Des Säuglings Mundhöhle muß vor und nach jeder Nahrungsaufnahme mit einem sauberen, in reines Wasser getauchten Leinenläppchen, das um die Spitze des Zeigefingers gewickelt wird, sorgfältig ausgewischt werden. Alle Milchreste sind auf diese Weise stets zu entfernen, weil sie sich sonst im Munde zersetzen und Veranlassung geben zu verschiedenen Schmutzkrankheiten. Da sind zunächst die „wunden Mundwinkel", sie entstehen durch Zersetzung von Speiseresten, Speichel, Staub und Schmutz, verursachen bei jeder Mundöffnung Schmerzen und rufen oft Blutung und Eiterung hervor. Peinlichste Reinlichkeit, täglich mehrmaliges Abwischen und Waschen führt allein zur sicheren Heilung. Dasselbe gilt von den „Aphthen", jenen kleinen weißen oder gelblichen Flecken im Munde, die namentlich bei mangelnder Reinlichkeit ansteckend sind. Denselben Ursprung hat die „Mundfäule", jene eklige Geschwürsbildung an Zahnfleisch und Mundschleimhaut, sowie der — leider — allbekannte hartnäckige „Soor" („Schwämmchen").

Schon zweijährige Kinder sollen lernen, ihren Mund selbst zu reinigen, ihn ausspülen und bürsten. Das geschieht morgens nach dem Aufstehen, mittags nach dem Essen und besonders abends vor dem Schlafengehen. Nach der letzten Mundreinigung darf nichts mehr genossen werden. Namentlich Süßigkeiten soll man nicht mit ins Bett geben, weil sie sich im Munde zersetzen und die dabei entstehenden Säuren die Zähne angreifen. Kranke Zähne müssen frühzeitig vom Zahnarzt zweckentsprechend behandelt werden. Denn wenn ein Kind kranke Milchbackenzähne hat, kann es nicht kauen, sondern schluckt die Speisen schlecht zerkleinert hinunter; der Magen wird mit den großen Speisebrocken nicht fertig, sie

gehen fast unverdaut und unausgenutzt ab, das Kind bekommt Magenbeschwerden und Durchfall, es ißt und schläft nicht mehr ordentlich, kommt herunter, wird mager und kränkelt fortwährend.

Professor Dr. Jessen schildert folgenden lehrreichen Fall: Ein dreizehnjähriges Mädchen vom Lande kam in die Zahnklinik, es hatte trübe Augen, blasse Wangen und nach Angabe der Mutter seit sechs Jahren Zahnschmerzen und stets heftige Magenbeschwerden. Die Zunge war stark belegt, fast alle Zähne krank, die Drüsen geschwollen, ein starker Fäulnisgeruch drang aus dem Munde. Die ganze Mundhöhle war eine faulige Jauchegrube als natürliche Folge von jahrelanger Verschmutzung und Verseuchung. Die Zähne wurden nun teilweise ausgezogen oder gefüllt, die Mundhöhle gründlich gereinigt und antiseptisch behandelt. Bald darauf bedankten sich die auswärts wohnenden Eltern schriftlich, weil ihre Tochter nun nach der Behandlung von allen Schmerzen, auch von dem vieljährigen Magenleiden, ganz befreit sei, wohl und gesund sich fühle und gut aussehe.

Schlecht gereinigte kranke Zähne sind Fäulnisherde, die den Mund des Kindes, jeden Atemzug und jeden genossenen Bissen verpesten; das sind Brutstätten für Pilzansiedlungen, die auf dem günstigen Nährboden sich in unglaublicher Menge vermehren. Spaltpilze aller Art, Krankheitskeime der Diphtherie und Tuberkulose sind in dem Fäulnisbrei vernachlässigter Zähne gefunden worden. Pilze und Fäulnisstoffe gelangen durch hohle Zähne auf dem Wege der Lymphbahn in den ganzen Körper. Die geschwollenen Lymphdrüsen, die skrofulösen Halsdrüsen, welche man bei fast allen Kindern mit ungereinigten hohlen Zähnen findet, sind dafür ein Beweis. Es ist nachgewiesen, daß diese Drüsen nur einseitig geschwollen

sind, wenn nur auf einer Seite faulige Zähne vorhanden waren.

Bei Erwachsenen verursachen vernachlässigte Zähne oft „rheumatische" Schmerzen, Neuralgien, die über Schläfe, Stirn, Ohr, die halbe Seite des Kopfes ausstrahlen. Es können sich einstellen Schlaflosigkeit, Fieber, Drüsenschwellung, Entzündung von Zahnfleisch und Kieferknochen, schleichende Magen- und Darmleiden.

Professor Dr. Miller berichtet folgenden Fall: Ein fünfzigjähriger kräftiger Mann, der nach seiner Aussage nie krank war, empfand seit zwei Jahren nach jeder Mahlzeit eine lästige Aufgetriebenheit des Magens, die erst nach einigen Stunden unter reichlichem Aufstoßen von Gasen vorüberging. Dazu bestand seit längerer Zeit Leberschwellung. Die Untersuchung ergab, daß er sein künstliches Gebiß im Oberkiefer in zwei Jahren nicht einmal herausgenommen und gereinigt hatte. Nach Entfernung desselben und Reinigung der Mundhöhle zeigte sich eine starke Entzündung des Zahnfleisches und Gaumens. Nachdem der Mann sich gewöhnt hatte, das Gebiß nach jeder Mahlzeit herauszunehmen und die Mundhöhle gründlich zu reinigen, schwand ohne weitere Behandlung das Magenleiden, und nach vier Wochen war auch die Leberschwellung beseitigt.

Zur Verhütung von Mund- und Halskrankheiten trägt namentlich tägliche Reinigung durch Gurgeln bei. Dadurch werden die wenigen etwa eingedrungenen Krankheitserreger immer gleich weggespült, bevor sie sich zu gefährlicher Menge vermehrt haben. Entsteht doch auch der „Mumps" oder „Ziegenpeter", jene starke Schwellung und Entzündung der Ohrspeicheldrüse, die uns sonst beim Anblick leckerer Speisen „das Wasser im Munde zusammenlaufen" läßt, in der Regel durch Fäulnis im

Munde. Gurgeln säubert namentlich die hinteren, versteckteren Rachenteile mit den wichtigen „Mandeln". Diese bilden erfahrungsgemäß die gefährlichsten Eingangspforten für Krankheitskeime. Es besteht ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Mandelentzündungen und Gelenkrheumatismus, sowie manchen Nierenkrankheiten und Darmentzündungen. Eine regelmäßige Halsreinigung durch Gurgeln ist deshalb nötig, um viele Krankheiten zu verhüten. Schon dreijährige Kinder sollen Gurgeln lernen; am besten geschieht dies mit Salzwasser. So manche Mandel- und Halsentzündung, sogar Diphtheritis, wird dadurch verhütet. Und wenn diese Krankheiten wirklich auftreten, dann wird die Mühe von Mutter und Kind reichlich belohnt, weil durch die Übung im Gurgeln dem Arzt eine wichtige Handhabe zu erfolgreicher Behandlung mit schärferen Gurgelmitteln gegeben ist.

Erwachsene müssen Zähne, Mundhöhle und Rachen namentlich bei ansteckenden Krankheiten, wie Lungenentzündung, Tuberkulose, bei Seuchen und Epidemien, recht oft sorgfältig reinigen durch Bürsten, Ausspülen und Gurgeln. Besonders sollen auch Schwindsüchtige ihren Mund stets peinlich sauber halten, denn aus unsauberem Munde werden die Tuberkelbazillen beim Sprechen in Menge in die Luft geschleudert und von den anderen Menschen eingeatmet.

Es ist also dringend geboten, daß der Mund, diese wichtige Eingangspforte in den menschlichen Körper, täglich gut gereinigt und dadurch vollkommen gesund erhalten wird. Richtige Mundpflege schützt Kinder und Erwachsene vor vielen schweren Krankheiten.

# Mannigfaltiges

## Fliegen und Fliegenzauber

Zur Sommerzeit klagen wir über die „Fliegenplage". So lästig uns diese Kleinwesen auch sein mögen, so ist doch unter anderen Himmelsstrichen ihre Zudringlichkeit kaum erträglich. Den Afrikareisenden Nachtigal brachten in Mursuk die Fliegen fast zur Verzweiflung. In der Frühlingszeit konnte man es dort nicht wagen, das Tintenfaß während des Schreibens offen zu lassen. Um das Eindringen der lästigen Geschöpfe zu verhindern, mußte es zum jedesmaligen Eintauchen der Feder mit größter Vorsicht geöffnet werden. Auch das Trinken eines Glases Dattelwein oder einer Tasse Kaffee war schwierig; unablässig mußte man sich dabei bemühen, die in Schwärmen herandringenden Insekten zu verscheuchen. Bei unvorsichtigem Sprechen bestand die Gefahr, eine Fliege mit in den Mund zu bekommen.

Auch unsere weniger zahlreich auftretenden einheimischen Quälgeister fallen uns lästig genug, wenn sie uns im Schlafe stören oder das Essen verleiden. Ihrer Aufdringlichkeit gegenüber ist auch der Mächtigste machtlos. Mit diesem Gedanken hat das Volk von jeher gern gespielt. So entstand manche scherzhafte Überlieferung, die Fürsten und Fliegen in Verbindung bringt. So soll einst ein Herzog in einem Dorfwirtshaus zornig beim Mahle gerufen haben: „Zum Henker, so deckt doch den Fliegen besonders!" Die Wirtin machte sich flink im Raum zu schaffen, trat dann vor den Gereizten hin und sprach: „Der Tisch ist gedeckt. Befehlen Sie nun, daß die Fliegen sich setzen mögen."

In einem anderen Fall soll ein König, dem eine Fliege sich immer wieder auf die Nase setzte, verzweifelt gerufen haben: „Kannst du denn gar keinen anderen Platz finden in meinem Königreiche?"

Im Volke glaubte man, nur den Zauberern, Hexenmeistern und dem Teufel sei es gegeben, Macht über die Fliegen zu gewinnen. Der Oberste der Hölle galt als Herr alles Ungeziefers.

„Beelzebub“ heißt „Fliegenkönig“. Im Goetheschen „Faust“ sucht sich Mephisto zu befreien. Er läßt Geister erscheinen, die den Doktor Faust betören, und ruft nun, da sie ihn eingesungen haben, Ratten herbei, die das magische Zeichen auf der Schwelle benagen sollen, das Hindernis für Mephisto, die Studierstube Fausts zu verlassen. Beschwörend murmelt der höllische Gast:

„Der Herr der Ratten und der Mäuse,
Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse,
Befiehlt dir, dich hervorzuwagen
Und diese Schwelle zu benagen.“ ...

Den Teufel nannte man „Fliegengott“, Verderber und Lügner; er galt als Herr über alles „schmutzige Geschmeiß“. Der Sage nach nimmt der Böse auch gern Fliegengestalt an. Gleichwie Luther auf der Wartburg das Tintenfaß nach der „Teufelsfliege“ geschleudert haben soll, so hatte auch der 1133 verstorbene isländische Geistliche Sämund, der die Verse der „Edda“ aufgezeichnet haben soll, oft mit dem Teufel in Fliegengestalt zu kämpfen. Eines schönen Morgens merkte Sämund, daß der Teufel als Fliege unter die Haut seiner Frühstücksmilch gekrochen war. Hätte er nun mit der Milch den Bösen verschluckt, so wäre es um ihn geschehen gewesen. Rechtzeitig die große Gefahr erkennend, wickelte er die Fliege in die Milchhaut fest und legte das Klümpchen in die Haut eines neugeborenen Kalbes. Dann las er darüber eine Messe. Nun stand der Böse wahre Höllenqualen aus.

Im selben Jahrhundert spielte sich ein weit größeres Fliegenabenteuer in dem pommerschen Städtchen Gützkow bei Greifswald ab. Bischof Otto von Bamberg, der sich die Bekehrung der Pommern zum Ziel gesetzt hatte, begab sich im Jahre 1128 daran, die zahllosen heidnischen Götzenbilder jenes Ortes aus der Stadt schaffen zu lassen, um sie zu verbrennen. Schauerlich soll es da anzusehen gewesen sein, wie aus dem Innern der Tempel und Götzenfiguren Scharen aufgestörter Fliegen hervorgebrochen seien. Wie eine Wolke schwebten sie drohend über der Stadt, und mußten gebannt werden. Die Teufelstiere seien endlich nach Rügen geflüchtet, wo damals in der Stadt Arkona der Pommerngötze Swantewitt noch einen Tempel besaß.

So glaubte man einst, die Seele böser, dem Satan ergebener Menschen, flöge bei ihrem Tode als große schwarze Fliege aus ihrem Leibe. Besonders beim Tode von Hexen, die sich den höllischen Geistern verschrieben hatten, soll man dies oft beobachtet haben. Manchmal wurde erzählt, diese schwarzen Fliegen hätten einen roten Streif um den Hals gehabt.

Nach uraltem Volksglauben standen verschiedene Tiere zu den Hexen in mehr oder weniger bedenklichen und verdächtigen Beziehungen; darunter gehörten unter den Vögeln die Krähe, der Rabe und die Elster. Nagelte man nun eine tote Elster am Gebälk im Stalle fest, so sollte dieser „Zauber" das Vieh vor lästigen Fliegen schützen.

Da man überzeugt war, die Hexen könnten allerlei schädliches Ungeziefer herbeibeschwören, ja sogar erzeugen, mußte manches alte Weiblein schwere Pein ausstehen. Viele starben auf dem Scheiterhaufen, nachdem sie zuvor während der Folter gestanden hatten, Mäuse, Raupen, Flöhe, Läuse, Fliegen und andere Landplagen herbeigezaubert, ja geradezu „gemacht" zu haben. Hexen sollten die Fähigkeit besitzen, alle Fliegen, die in einem Zimmer umherschwärmten, an eine Stelle „festzubannen"; wer nun, nichts Böses ahnend, eine dieser Fliegen totschlug, über den sei der ganze Schwarm hergefallen.

Die „Diener des Teufels", Zauberer und Hexenmeister, sollten Gewalt über die Fliegen haben. Fliegenzauber zu treiben verstand denn auch „Pumphut", eine Schalksgestalt, die aus Sagen des Vogtlandes, des Erzgebirges und der Lausitz bekannt ist; er war ein schelmischer alter Müllergeselle, der allen Leuten mit Hilfe seiner schwarzen Künste Zauberstreiche spielte, namentlich dann, wenn sie ihn nicht reichlich genug bewirteten. Als er sich eines Tages in einem Bauernhause zu Wallengrün über die Fliegen ärgerte, die ihn beim Essen der angeblich zu harten Klöße störten, riet ihm der Hausvater, er möge sich, da er ja doch ein Hexenmeister sei, der Quälgeister selber erwehren. Bei diesen Worten schnitt Pumphut eine böse Grimasse, stellte seinen Hut auf einen Stuhl und gebot den Fliegen, sie sollten sich alle in den Hut begeben. Sofort schwärmten die Insekten herbei und füllten den

Hut bis über den Rand, auf dem sie wimmelnd umeinander krochen. Pumphut grinste, dankte für die Mahlzeit, nahm den Hut mit den Fliegen, trug ihn zur Tür hinaus und leerte ihn im Fortgehen höhnisch lachend über die Milchtöpfe aus.

Auch der berühmte Heilkünstler oder Wunderdoktor Zacher Socof, dessen zauberkundige Familie seit Generationen in Unterheinsdorf bei Reichenbach lebte, soll es verstanden haben, die Fliegen mit Hilfe einer eigenen Melodie, die er beim Essen pfiff, auf den Teller zu bannen, den er dann hinaustragen ließ.

Ein romantisches Fliegenzauberstückchen erzählt man sich auch von dem Hexenmeister Krabat, der sagenumsponnenen Gestalt des „wendischen Faust". Dieser Krabat erwies sich einst im türkischen Feldzug August dem Starken von Sachsen nützlich, indem er ihn angeblich aus der Gefangenschaft der Türken befreite. Auch nach vollendetem Feldzug erfüllte er einen Wunsch Augusts, indem er es dem Herrscher möglich machte, wichtigen Verhandlungen im türkischen Hauptquartier unerkannt beizuwohnen. Krabat verwandelte sich und den Kurfürsten in eine Fliege, und als solche belauschten sie die entscheidenden Gespräche. Bei einem Haar jedoch wäre die Geschichte übel ausgegangen durch die Unvorsichtigkeit Augusts. Ihm hatte Krabat streng geboten, sich ja nicht auf einen silbernen Löffel niederzulassen, weil in diesem Augenblick der Zauber unwirksam werden und man in Menschengestalt vor dem Sultan stehen werde. Der Kurfürst vergaß dies jedoch und berührte, während Krabat stets nur auf dem Tellerrand umherkrabbelte, einen Eßlöffel. Sofort fing ein großer Hund unter dem Tische zu knurren an, und die beiden Fremden wurden für die Türken sichtbar. Hätte Krabat nicht durch rasche Zauberkünste geholfen, so wären die beiden wohl kaum dem Tode entronnen.

Als Moses die Juden aus der ägyptischen Gefangenschaft erlösen wollte, versuchte er, den Pharao durch Zaubereien von seiner Sendung zu überzeugen. Er zauberte Frösche herbei, Läuse, welche Menschen und Tiere befielen, dann die Pest, schwarze Blattern, Hagel und Heuschrecken. Zuletzt aber zauberte Moses viel Ungeziefer herbei, „wovon alles Land verderbt ward". Wenn

auch die Fliegenplage dabei nicht genannt ist, so bedarf es doch keiner Worte, daß man auch zu jener Zeit darunter litt. Im Orient, wo noch heute die elementarsten Gebote der Reinlichkeit mißachtet werden, sind die Fliegen eine wahre Landplage. Man überläßt es der Sonne, die auf die Straßen geworfenen faulenden Fleischreste auszudörren, und teilweise den Hunden, diese ekeln Stoffe zu beseitigen. Genug bleibt jedoch übrig von allerlei anderem Unrat, auf dem sich Schwärme von Fliegen sammeln. Diese unreinlichen Tiere sind denn auch die Überträger verschiedener Krankheiten, darunter eines nicht ungefährlichen, schmerzhaften Augenleidens. Wenn man auch die Unreinlichkeit nicht auszurotten vermochte, so hat man doch früh erkannt, welche Bedeutung die insektenartigen „Ungeziefer" als Verbreiter von Krankheiten spielten. Deshalb gesellte man sie den bösen Mächten, dem Teufel und seiner höllischen Geisterbrut. Wie gemeingefährlich die leider immer noch als harmlos angesehene Stubenfliege ist, haben wir 1919 im zweiten Band unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" S. 168—174 geschildert. Man wird daraus ersehen haben, daß diese Brut überall vernichtet werden muß, wo man sie auch antrifft. Auch den Schnaken sollte keine Gelegenheit zur Vermehrung geboten werden; diese Insekten sind unter Umständen noch viel gefährlicher als die „Teufelsbrut" der Fliegen. K. Altwallstädt.

## „Wachsleichen" im Friedhof von St. Gallen

Vor kurzem ging eine Nachricht durch die Zeitungen, die wegen ihrer Absonderlichkeit da und dort als unglaubhaft bezweifelt wurde. Wir erhielten daraufhin aus unseren Leserkreisen Anfragen, ob es möglich sei, daß menschliche Leichen im Boden sich in „Wachs" verwandeln könnten. Im Friedhof „Feldle" in St. Gallen fanden sich, jedesmal wenn alte Grabstätten geöffnet wurden, in denen man vor fünfundzwanzig bis dreißig Jahren Leichen bestattet hatte, immer eine größere Zahl unverwester, sogenannter „Wachsleichen", die nachträglich erst im Krematorium eingeäschert werden mußten. Vor einiger Zeit sind dort ältere Leichen aus der Erde zutage gekommen, die überhaupt

noch nicht in Verwesung übergegangen waren und sich noch in einem Zustand befanden, als seien sie erst vor wenigen Tagen bestattet worden.

Zuvor möge bemerkt werden, daß derartige Funde auch anderwärts gemacht worden sind. In früheren Jahrhunderten knüpfte sich daran mancher verhängnisvolle Aberglaube, wie dies nicht anders sein konnte, solange sich die Wissenschaft nicht mit derartigen Fällen beschäftigte. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts beschrieb Fourcroy in den „Annalen der Chemie" den auffallenden Zustand, in dem man auf dem Friedhof der „Unschuldigen Kinder" in Paris eine größere Menge von Leichen gefunden hatte. Von einigen fand man bloß die Gerippe und Knochen, wie dies gewöhnlich der Fall ist, wenn Leichen einzeln in feuchter Erde begraben werden, die öfters wieder umgegraben wird. Bei anderen zeigten sich die weichen Teile zwischen der Haut und den Knochen vertrocknet und hart, wie dies sonst nur bei Mumien vorkommt. Den überraschendsten Zustand aber boten zahlreiche Leichen, die man in Gräbern von etwa drei Meter Tiefe und sechs Metern im Geviert so dicht wie möglich nebeneinander bestattet hatte. Gewöhnlich öffnete man diese Gruben erst nach etwa fünfzehn, meist jedoch erst nach dreißig Jahren. In einer seit fünfzehn Jahren verschlossenen Grube fand man die übereinanderstehenden Särge, zwischen denen sich eine nur dreißig Zentimeter starke Erdschicht befand, noch gut erhalten; das Holz war fast überall noch gesund und nur gelblich gefärbt. Die Leichen hatten sich in eine weiche, biegsame, weißgraue Materie verwandelt, welche die Knochen von allen Seiten umgab. Diese Masse war nicht fest und gab bei Berührung dem Druck der Finger nach. Die Leichen rochen nicht widrig. Die Totengräber, denen diese Erscheinung bekannt war, berührten die Körper ohne Widerwillen und bezeichneten die verwandelte Materie als „Fett". Nicht bei allen Leichen war die Umwandlung vollkommen; bei einigen fanden sich noch kenntliche Teile von Muskeln. Meist aber umgab die fettige Substanz die Knochen völlig; Fleisch, Muskeln, Bänder und Sehnen waren nicht mehr vorhanden. Da die Knochengelenke „verwachst" waren, rollten die

Totengräber die Leichen vom Kopf bis zu den Füßen bündelartig zusammen, wenn solche zur Untersuchung zu den Gelehrten geschafft werden sollen. Man fand daran weder Lunge, Herz, Milz noch Leber; an Stelle dieser Organe entdeckte man Klumpen der weißen Materie, in die auch das sonst so rasch verwesende Gehirn verwandelt war. Ältere, trockenem Erdreich entnommene Leichen boten den Anblick von halbdurchsichtigen Wachsfiguren, woraus sich die Bezeichnung Wachsleichen erklärt. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß diese Substanz aus fetten Säuren, besonders Palmitinsäure bestand; sie enthält jedoch auch noch etwa zehn Prozent Kalk und schmilzt bei derselben Temperatur wie Margarinsäure. Der farblose, kristallinische Stoff ist in Äther löslich. Die Ähnlichkeit dieser Masse mit Walrat, welches eigenartige Fett sich in flüssigem Zustand unter der Haut des Pottwals findet und nach dem Tode des Tieres kristallisiert, fiel bereits im achtzehnten Jahrhundert auf. Das von Pottwalen gewonnene Walrat benützte man äußerlich zu Salben, Schminken, Seifen und mit Wachs verbunden auch zur Herstellung von hell und sparsam brennenden Kerzen. In früherer Zeit galt es, innerlich gebraucht, als wertvolles medizinisches Mittel gegen Husten, Lungenleiden und Durchfall.

Da man im achtzehnten Jahrhundert als bestes Beleuchtungsmittel Kerzen verwendete, und die mit Walrat gemischten Wachslichter teuer zu stehen kamen, geriet man nach dem Bekanntwerden und der Untersuchung der Materie der Wachsleichen in England auf die Idee, aus dem Fleisch von Tieren auf künstliche Weise einen Stoff zu gewinnen, den man bei den „Wachsleichen" kennen gelernt hatte. Ein englischer „Erfinder" ließ sich ein Patent geben und versprach, künftig Walratlichter billiger als Wachskerzen zu liefern.

Im Jahre 1792 übersandte Sneyd der Londoner Königlichen Sozietät der Wissenschaften ein Stück von einem Vogel, den man in einem Fischteich im Morast liegend gefunden hatte. Dieser Kadaver hatte sich gleichfalls in eine fettige, dem Walrat gleichende Materie verwandelt, die nach dem Schmelzen wachsähnlich geworden war. Die Naturforscher und Chemiker jener

Zeit beschäftigen sich vielfach mit jenen durch die Auffindung der Wachsleichen entstandenen Probleme. Der Franzose Thouret verfolgte während zweier Jahre alle Umstände bei den Ausgrabungen in dem Pariser Friedhof.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß die Veränderung von Leichen in der beschriebenen Art seit fast eineinhalb Jahrhunderten bekannt ist. Dr. C. Barth.

## Kindliche Einfalt

In einer Familie war ein kleines Mädchen nach längerer Krankheit trotz aller Bemühungen des Arztes gestorben. Ein fünfjähriger Knabe vermißte seine Spielkameradin schwer und wollte wissen, wo denn das Schwesterchen sei, und ob es nicht bald wiederkäme. Da sagte die Mutter: „Mariechen ist nun im Himmel bei den Engeln." Nach einer Weile fragte der Kleine: „Wenn sie im Himmel einen Engel wollen, schicken sie dann immer einen Doktor?" G. Rit.

## Auswandererschicksal

Von den traurigen Erlebnissen vieler Tausende von Auswanderern erfährt die breitere Öffentlichkeit meist nichts. Und doch sollte immer wieder darauf hingewiesen werden, wie vieles Elend leider durch eigene Verschuldung leichtsinnig heraufbeschworen wird. So berichtete vor einiger Zeit die „Schwäbische Volkspresse" in Temesvar (Ungarn): In Klopodia, im rumänischen Banat, lebte das Ehepaar Reichert mit zwei Söhnen. Der eine, Michael, war fünfundzwanzig Jahre alt und verheiratet; der jüngere Bruder zählte erst achtzehn Jahre. Beide Söhne wurden vom Auswanderungswahn befallen. Um sich das hohe Reisegeld nach Amerika zu verschaffen, verkauften sie ihre sieben Joch Feld. Die zwei Brüder und die junge Frau reisten nun nach Triest. Auf dem Dampfer wies man sie zurück, da ihre Papiere nicht in Ordnung waren. Da sie entschlossen waren, nach Amerika auszuwandern, wandten sie sich an ihre dort lebende Schwester, um die fehlenden Papiere zu erhalten. Darüber verging lange Zeit. Triest ist ein teures Pflaster, Quartier und Ver-

pflegung waren mit unerwartet hohen Kosten verbunden. Dazu kam noch, daß den jungen Eheleuten während dieser Zeit ein Kind geboren wurde. Der Erlös aus ihren verkauften Feldern schmolz rasch zusammen und bald besaßen sie nicht mehr so viel Geld, um die Reisekosten für drei Personen nach Amerika bezahlen zu können. Zu allem Jammer stellte sich nun auch noch heraus, daß die Schwester in Amerika ihnen nicht helfen konnte, weder mit den nötigen Papieren noch mit Geld. In ihrer Verzweiflung erbaten nun die jungen Leute telegraphisch von den Eltern Geld. Aber auch diese konnten ihnen nichts geben. Die vierundfünfzigjährige Mutter grämte sich über das Unglück ihrer Kinder so sehr, daß sie sich erhängte. Als die Söhne verarmt und ohne alle Hoffnung, nach Amerika auswandern zu können, heimkehrten, fanden sie die Mutter auf der Bahre.

Es ist unverantwortlich, daß immer wieder Auswanderungspläne ohne sorgfältigste Vorbereitung unternommen werden. Dringend muß darauf hingewiesen werden, daß Auswanderer sich v o r ihrer Ausreise an die öffentlichen Auswandererberatungsstellen wenden, in Württemberg an das Deutsche Auslandinstitut in Stuttgart. St. N. Ta.

## Rangstreit

Im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts lösten sich die vorher so überaus streng bewahrten Ständeordnungen. Das alte Zeremoniell lockerte sich, und was sich nicht ernsthaft beseitigen ließ, verfiel dem Spott und damit der weit zerstörenderen Zersetzung. So stritten sich einst zwei Doktoren um den Vorrang. Der Jurist wollte dem Mediziner nicht weichen und umgekehrt. Endlich rief man einen Unparteiischen zu Hilfe, der den Streit beendigen sollte.

Der witzige Schiedsrichter sagte: „Der Vorrang des Mediziners läßt sich durch die Bibel bestimmen. Eva ward aus einer Rippe Adams erschaffen; das war die erste Operation. Die Vertreibung aus dem Paradies und Abels Ermordung durch Kain waren die ersten Kriminalfälle. Da diese zeitlich später liegen, gebührt dem Arzt der Vortritt.“ A. Erb.

## Zoologie schwach

Von einer Stadtdame, die zum erstenmal ein Kornfeld sah, erzählte man, daß sie, überrascht von diesem Anblick, fragte: „Wozu bauen die Leute denn noch Stroh, man schläft doch allgemein auf Roßhaarmatratzen." Und im vorigen Jahrhundert, als eine Hungersnot ausbrach, bemerkte eine nicht minder geistreiche Dame: „Ich begreife nicht, wie man verhungern kann. Die Leute könnten doch Butterbrot und Käse essen." In den harten Jahren, die wir erlebten, fingen viele Stadtmenschen an, Hühner, Geißen und Kaninchen zu halten. So kam es denn auch, daß eine Frau, die nicht das geringste von solchen Dingen verstand, durch ihr Dienstmädchen dazu ermuntert, diesem den Auftrag gab, in einem eigens dazu angelegten Stall Hühner und Kaninchen unterzubringen. Als das Mädchen nun die ersten frisch gelegten Eier in die Küche brachte, fragte die Stadtfrau: „Nun, Mariechen, können Sie aber auch richtig unterscheiden, welche Eier von den Kaninchen gelegt sind?" R. Bam.

## Merkwürdige Neuerung

In einem entlegenen Gebirgsdorf hauste ein alter Bauer, der seine geringen Kenntnisse im Lesen und Schreiben längst wieder vergessen hatte. Eines Tages erhielt er eine Aufforderung, sich beim nächstgelegenen Amtsgericht einzufinden. Der Alte nahm seinen neunjährigen Enkel mit und die beiden marschierten auf das kleine Landstädtchen los. Am Freitagmorgen dort angekommen, stand der Bauer an der Tür einer Kanzlei, auf der sich ein Anschlag in ziemlich unleserlicher Handschrift befand. „Alle Freitag ist Amtstag", stand dort geschrieben. Der Bauer gebot dem Knaben, die Schrift zu lesen, und der buchstabierte nun mühsam heraus: „Alle Freitag ist Samstag". Ärgerlich brummte der Bauer vor sich hin: „Schon wieder so a verflixte neue Einrichtung. Bal's heut Samstag sein sollt', müßt' i ja bald a Woch'n warten." Er faßte seinen Enkel bei der Hand und sagte verdrießlich: „Kimm, Peterl, mir genga wieder hoam." H. Kra.

## Humor im Elend

Wenn uns einmal wieder bessere Zeiten beschert sein sollten, dann wird man auch den Humor zu würdigen wissen, der sich auf manchem Papiernotgeld unserer Tage in Wort und Zeichnung findet. Vor uns liegt ein altes Blatt aus der bösen Zeit des Dreißigjährigen Krieges, darauf befinden sich, in Kupferstich ausgeführt, die Abbildungen einer Reihe von Münzen, vom silbernen Heller, verschiedenartigen Kreuzern, Batzen bis zum Silber- und Goldgulden und Dukaten. In Versen führen die Münzen ein Gespräch über das Sinken des Geldwertes und die Teuerung, aber auch über die Verschlechterung des Metallwertes der Münzen und die — Hamsterei der besseren Stücke. Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen!

Der Heller, einst „zween Pfennig" wert, fragt den Silberpfennig, ob er gestorben sei oder noch lebe, und erhält keine gute Auskunft. Der Halb-Kreuzer klagt, man trachte ihm nach dem Leben, wie der Fuchs nach der Henne, und er käme überall mit Aufschlag im Feuer zum Einschmelzen. Der Batzen sagt, jetzt sei sein Silber so begehrt, daß man silberne Becher daraus mache, die „stünden in Kästen und auf Kredenzen, und dürften nichts tun als faulenzen; wir werden gefüllt mit gutem Wein, statt draußen bei den Bauern zu sein". Ein Dreikreuzerstück erzählt, es sei nun so dünn geworden, daß es auf dem Wasser schwimmen könne. Silber sei nicht mehr an ihm zu finden, dagegen Blech von alten Schüsseln und Laternen und etwas Kupfer und Messing. Kein Wunder, daß man dafür nichts kaufen könne. Ein Batzenstück gelte nicht mehr den dritten Teil von einst, selbst wenn es von gutem Silber sei. Andere Münzen seien so heruntergekommen, daß sie von den Pfannenflickern zum Ausbessern schadhafter Küchengeschirre genommen würden, wie gemeines Blech. Und die alten Taler klagen, daß man sie in Kästen einsperre, überall verstecke oder zum Silberschmied trage oder sie teuer bezahle. Gleiches wird von den Goldmünzen erzählt, denen die Goldschmiede eifrig nachstellten. Zuletzt wird die Frage gestellt, wohin denn alles gute Silber und Gold käme. Zwei Bilder geben dar-

auf Antwort: ein Silberpokal und ein reiches goldenes Halsgeschmeide. Alles echte Metall sei aus der Münze verschwunden und die daraus gefertigten Dinge wanderten des Gewinnes wegen ins — Ausland. Eine beliebte Form der Schieberei. Beweglich schildern ein paar Verse den traurigen Zustand von damals:

„Daß daraus nichts Gutes werden kann,
Verstehet leichtlich jedermann;
Denn dadurch ist der Deutschen Geld
Verachtet in der ganzen Welt."

Zuletzt ist auf dem Blatt ein kupferner Kessel abgebildet. Breit und dickbäuchig, behäbig steht er da und sagt, jetzt brauche das Kupfer nicht mehr hinten anzustehen. „Wenn Gold und Silber Urlaub hat, so kompt das Kupffer an die statt. Wie werden gefallen dir die Sachen, wenn man aus Kupffer Geld wird machen?" Das war noch tröstlich, so schlimm es damals gemeint war. Wir sind beim Papier angelangt und außer Nickel beim — Porzellangeld.

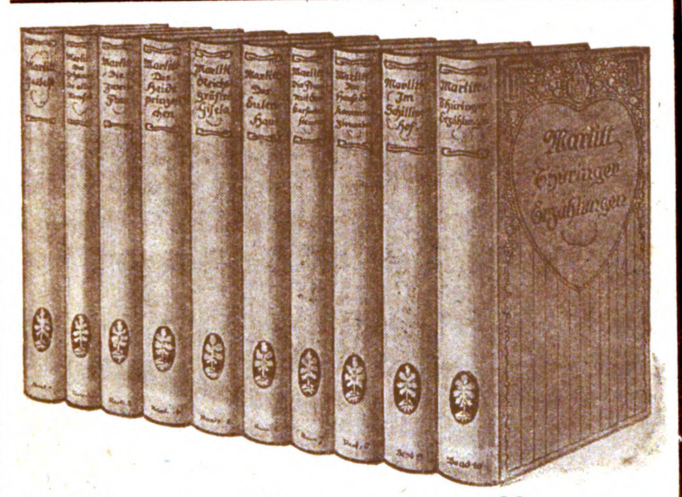
Und doch kann man aus vergangenem Elend, das doch auch durch Fleiß und unermüdliche Arbeit wieder überwunden worden ist, Trost und Zuversicht schöpfen. Einmal muß es auch für uns wieder Tage geben, die uns freudig stimmen. S. Krel.

## Vermeintlicher Überfluß

Ein Bauer, der zum erstenmal in die Hauptstadt kam, wollte bei der Gelegenheit in einer Apotheke verschiedenes kaufen. Er fragte einen älteren Mann nach dem Weg zur nächsten Apotheke. Der Städter sagte: „Bis zur Elefantenapotheke hat man zehn Minuten zu gehen, ein wenig weiter ist's zur Storchenapotheke; am besten ist's, Sie gehen nach der Hirschen- oder der Löwenapotheke." Der Bauer bedankte sich und brummte im Weitergehen ärgerlich vor sich hin: „Bei uns auf dem Land gibt's gar keine Apotheken, und die vertrackten Stadtleut haben sogar eine für alle möglichen Viecher." D. Hert.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart / in Deutsch-Österreich verantwortlich Robert Mohr in Wien.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.




# E. Marlitts Romane und Novellen.

## Einzige vollständige Original-Gesamtausgabe.

Zehn starke Bände in Schutzhülle
zum Preise von je 15 Mark.

Inhalt: Bd. 1. **Das Geheimnis der alten Mamsell.** — Bd. 2. **Das Heideprinzeßchen.** — Bd. 3. **Reichsgräfin Gisela.** — Bd. 4. **Im Schillingshof.** — Bd. 5. **Im Hause des Kommerzienrates.** — Bd. 6. **Die Frau mit den Karfunkelsteinen.** — Bd. 7. **Die zweite Frau.** — Bd. 8. **Goldelse.** — Bd. 9. **Das Eulenhaus.** — Bd. 10. **Thüringer Erzählungen.**

Wie zur Zeit ihres ersten Erscheinens üben auch heute noch die Marlittschen Romane einen unwiderstehlichen Reiz auf das große deutsche Lesepublikum und insbesondere auf die gesamte Frauenwelt aus. Die Nachhaltigkeit dieses Erfolges erklärt sich daraus, daß derselbe nicht etwa nur auf der anerkannten Meisterschaft der Verfasserin in der Kunst zu erzählen, in Vorführung spannender Handlung, fesselnder dramatischer Situationen, sowie in ihrer außergewöhnlichen Kenntnis des Frauenherzens beruht, sondern hauptsächlich dadurch, daß allen Marlittschen Romanen hochinteressante, Geist und Gemüt bewegende sittliche Probleme zugrunde liegen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.




Diese präparierten **Eta-Handhüllen** werden nachts auf die Hände gezogen, worauf sofort der wirksame Sauerstoffbleichprozeß vor sich geht. Die Hände werden hierdurch zart und auffallend weiß; Schwielen und harte Stellen erweichen, wodurch selbst eine arbeitende Hand vornehme Eleganz erhält.

Preis 1 Paar
für Damen M. 16.—
für Herren M. 17.25

---




**Mitesser** beseitigt man augenblicklich für immer mit dem neuen »Eta-Mitesserentferner«. (D. R. G. M.) Ein überaus praktisches Instrument mit der dazugehörigen „Etalösung", womit kinderleicht Mitesser, Pickel und fettglänzende Haut sofort beseitigt werden.

Preis mit allem Zubehör M. 14.50

---




**„Eta-Haarzerstörungsbinde".** Alle Haarentfernungsmittel haben leider den Nachteil, daß die Haare nur stärker wieder wachsen. „Eta-Haarzerstörungsbinde" entfernt nicht die Haare, sondern bleicht und zersetzt dieselben, so daß sie vollständig farblos und dünn werden und wie Flaumhärchen kaum noch sichtbar sind. Für andere Gesichts- und Körperstellen ist die beigegebene Imprägnierung geeignet. Preis komplett M. 16.—

---




Wer an lästigem Fuß-, Hand- oder Achselschweiß leidet, beseitigt diesen jetzt durch die einzige Behandlung mit der **„Eta-Fußbadlösung".** Die Füße u. Achselhöhlen bleiben sofort garantiert trocken und vollständig geruchlos. (Atrophie der Schweißdrüsen.) Ärztlich aufs wärmste empfohlen. Preis mit Verteiler und Zubehör M. 12.50

---


Schöne Formen

**„Eta-Formenprickler"** (gesetzl. geschützt). Eine neue medizinische Erfindung. Wirkung: ein tiefes, angenehmes Prickeln erfolgt, kräftigt und festigt durch neu angeregte Blutzirkulation intensiv die Brustgewebszellen. Die unentwickelte oder welkgewordene Brust wird zum Stolz der Besitzerin üppig und drall. Für Erfolg verbürgt sich die Firma. Preis kompl. M. 24.— mit Garantieschein.

---

Rei

Die **„Eta-M**
Nachts angeleg
gründlich du
Sommersprosse
gelbe Haut u
denswerten re
M. 19.—, in




**„Eta-Masse**
sätze und Zahn
und macht ve
fort schneeweiß
sind es, welch
jenen starken,
„Eta-Masse"
an! Preis mit
(Dentist




**„Eta-Haarf**
des Haar allm
braun, dunkelb
in 8—14 Tag
unmerklich fü
wünschten Ha
ausgeschlossen

*Sofortige Zusendung unauffällig per Nachnahme oder gegen Voreinzahlung auf Postscheckkonto Berlin 43 634. Porto je M. 1.10 extra. Bei Bestellung von drei verschiedenen Artikeln oder mehr porto- und spesenfrei.*

La




e", welche des
den kann, beseitigt
Sauerstoffwirkung
Hautunreinigkeiten,
zeugt jen n benei-
ßen Teint. Preis
. Ausf. M. 29.—




t alle gelben An-
augenblicklich auf
lässigte Zähne so-
inigte weiße Zähne
lachenden Munde
enden Reiz geben.
Zahnfleisch nicht
Zubehör M. 9.50
deroffert).




**lotion"** färbt je-
ch braun, dunkel-
der schwarz. Gibt
z allmählich
mgebung den ge-
Mißfärbung ganz
s kompl. M. 15.—




**Eta-Augenbad.** Wirkung: Die Augennerven werden gestärkt, matte Augen erhalten strahlende Frische und Glanz. Die Augen werden größer, der Blick anziehend und fesselnd. — Preis des Bades (Monate ausreichend) mit d. anatomischen „Etawanne" und Anleitung zur Augengymnastik M. 12.50, großes Quantum M. 19.—. Dicht dunkle Augenbrauen und lange Wimpern durch **„Eta-Augenbrauenbalsam".** Preis mit Verteiler M. 12.50




**„Schlaflosigkeit",** auch gegen Nervenschmerzen und Kopfschmerz. Bloßes Bestreichen der schmerzenden Stellen oder des Kopfes genügt. „Eta-Nervenwachs" sollte jeder besitzen. Preis M. 10.50




Schuppen, wenn auch winzig, überkrusten die Kopfhaut, ersticken den Haarschaft, und das Haar fällt aus. Erst beseitigen Sie die Schuppen und Schinnen sofort mit der **„Eta-Schuppentube".** Dann benutzen Sie „Eta-Teermilch". Die Wirkung dieser Haarkur ist frappant. Der Haarausfall hört sofort auf, und ein prächtiger voller Haarwuchs entwickelt sich. Preis für die ganze Haarkur mit Vorschrift M. 18.50




Eine schöne Locke an der Wange macht jedes Gesicht reizvoll und interessant. **„Eta-Haarkräuselgeist"** macht natürliche Locken und hält das Haar in lockerer Fülle, auch bei Transpiration. Preis M. 14.—

**Lockenwickler** aus Leder 10 Stück M. 4.—




Morgens und abends 5 Minuten ein **Eta-Nasenbad** läßt die Nasenröte vollständig verschwinden. Gleichviel, ob durch Kälte, Temperaturwechsel, erweiterte Poren, übermäßigen Blutandrang oder Verdauungsstörungen. „Eta-Nasenbad" wirkt auf die Blutzellen zusammenziehend, wodurch der zu starke Blutzufluß, welcher allein die Nase rot erscheinen läßt, eingeschränkt wird. Preis mit allem Zubehör M. 17.50

**Versand-Abteilung**
**oratorium „Eta"** **Berlin W 239**
**Potsdamer Straße 32.**


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 076554366

